



Nach dem Erstcheck

Provenienzforschung
nachhaltig vermitteln.

01

Nach dem Erstcheck

Provenienzforschung
nachhaltig vermitteln.

Reihe:

**Veröffentlichungen des Netzwerks Provenienzforschung
in Niedersachsen, Bd. 1**

Im Bewusstsein seiner kulturpolitischen Verantwortung im Sinne der „Washingtoner Prinzipien“ und der „Gemeinsamen Erklärung“ hat das Land Niedersachsen 2015 das Netzwerk Provenienzforschung gegründet. Es bündelt die Kräfte und Kompetenzen im Bereich der Provenienzforschung auf Landesebene und verzahnt sie mit den Initiativen der Stiftung Deutsches Zentrum Kulturgutverluste.

In der vorliegenden Reihe veröffentlicht das Netzwerk Provenienzforschung in Niedersachsen die Ergebnisse der jährlich veranstalteten Tagungen sowie ausgewählte wissenschaftliche Beiträge seiner Mitglieder und Partner. Im Fokus der Netzwerkarbeit stehen alle relevanten Kontexte der Herkunftsforschung: Recherchen zu NS-Raubgut und Provenienzforschung zu Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten sowie zu Kulturgutentziehungen in der ehemaligen Sowjetischen Besatzungszone und der DDR.

Being aware of its culture political responsibility in the sense of the Washington Principles and the Joint Statement, the state of Lower Saxony founded a network for provenance research in 2015. It concentrates all forces and competences of provenance research on state level and connects them with the German Lost Art Foundation.

In this book series the Network for Provenance Research in Lower Saxony publishes the results of its annual conferences, as well as chosen academic contributions of its members and partners. The network focuses on all relevant issues of provenance research, such as research on assets seized through Nazi persecution, on cultural goods from colonial contexts and on confiscation of cultural assets in the Soviet Occupation Zone and the GDR.

Netzwerk Provenienzforschung in Niedersachsen
Koordinationsstelle
Niedersächsisches Landesmuseum Hannover
Willy-Brandt-Allee 5
30169 Hannover
www.provenienzforschung-niedersachsen.de



**Netzwerk Provenienzforschung
in Niedersachsen**

Veröffentlichungen des Netzwerks Provenienzforschung
in Niedersachsen, Bd. 1

Nach dem Erstcheck

Provenienzforschung
nachhaltig vermitteln.

Eine Dokumentation der Tagung
„Nach dem Erstcheck – Provenienzforschung
nachhaltig vermitteln“ am 4.11.2019
im StadtMuseum Einbeck

Eine gemeinsame Veranstaltung des
Netzwerks Provenienzforschung in Niedersachsen,
des Landschaftsverbands Südniedersachsen e.V.
und des StadtMuseums Einbeck

Im Auftrag des Niedersächsischen Ministeriums
für Wissenschaft und Kultur herausgegeben
von Claudia Andratschke und Maik Jachens



Niedersächsisches Ministerium
für Wissenschaft und Kultur

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz CC BY-SA 4.0 veröffentlicht. Die Umschlaggestaltung unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-ND 4.0.



Publiziert bei arthistoricum.net,
Universitätsbibliothek Heidelberg 2020.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf <https://www.arthistoricum.net> dauerhaft frei verfügbar (Open Access).

URN: [urn:nbn:de:bsz:16-ahn-artbook-696-5](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:16-ahn-artbook-696-5)

DOI: <https://doi.org/10.11588/arthistoricum.696>

Texte © 2020, die Autoren.

Gestaltung: Homann Güner Blum, Visuelle Kommunikation, Hannover
Redaktion: Claudia Andratschke, Maik Jachens
Umschlagillustration: Stempel, Freimaurerloge Louise Augusta zu den drei Sternen, um 1900 © Stadtmuseum Alfeld

ISSN (Print) 2701-1577

ISSN (Online) 2701-1585

ISBN 978-3-948466-46-6 (Softcover)

ISBN 978-3-948466-45-9 (PDF)

Nach dem Erstcheck

Provenienzforschung
nachhaltig vermitteln.

01



Nach dem Erstcheck

Provenienzforschung
nachhaltig vermitteln.

| Grußworte

- 10 Dr. Sabine Michalek, *Stadt Einbeck*
- 12 Dr. Annette Schwandner, *Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur*
- 16 Dr. Andrea Baresel-Brand, *Deutsches Zentrum Kulturgutverluste Magdeburg*

| Zur Einführung

Claudia Andratschke / Olaf Martin

| Nach dem Erstcheck

- 26 Provenienz/Geschichte erzählen – Ergebnisse der Provenienzforschung in den Museen Alfeld, Duderstadt, Einbeck und Hann. Münden
Christian Riemenschneider

| Workshops

- 66 Workshop 1: lostart.de: Dokumentation von Objekten, Provenienzen und Restititionen (*Andrea Baresel-Brand / Christian Riemenschneider*)
- 72 Workshop 2: Ein Löffel – viele Fragen. Den legalisierten Raub erinnern (*Angela Jannelli / Claudia Andratschke*)
- 82 Workshop 3: Erbstücke auf dem Prüfstand: Die Oldenburger „Restitutionssammlung“ als Beispiel für den Umgang mit NS-Raubgut in Privatbesitz (*Marcus Kenzler / Maik Jachens*)

| **Impulse zur Dokumentation und Vermittlung von Ergebnissen der Provenienzforschung**

88 Provenienzforschung ausgestellt: Selbstzerfleischung zum Selbstzweck?
Anja Gubelmann

98 Schwierige Dinge – ein Stadtlabor über Raubgut in Privathaushalten
Angela Janelli / Gottfried Kößler

120 | **Podiumsdiskussion**
(bearb. von Maik Jachens / Claudia Andratschke)

| **Anhang**

142 Kurzbiografien der Referent*innen und Autor*innen

Erstes Grüßwort

Nach dem Erstcheck.
Provenienzforschung nachhaltig vermitteln.

Vor rund drei Jahren nahm auch in Deutschland die Debatte über den Umgang mit Objekten aus unrechtmäßig erworbenen Kontexten in Museen und Sammlungen Fahrt auf. Seither stellen sich Museen insbesondere mit afrikanischen und anderen außereuropäischen Sammlungen verstärkt den Fragen nach Herkunft und möglicher Rückgabe.

Seit 2016 wird aber auch in kleineren stadtgeschichtlichen Museen Südniedersachsens systematisch nach Objekten gesucht, die unrechtmäßig in die Sammlungen gelangt sind. Im Lauf der Erstchecks in neun Museen zwischen Harz und Weser wurden fragwürdige Objekte aus unterschiedlichen Kontexten dokumentiert. Über die Ergebnisse berichtet Herr Dr. Riemenschneider vom Landschaftsverband Südniedersachsen in diesem Band.

Wir in Südniedersachsen sind von den prominenten Debatten um Restitution von Raubkunst und unrechtmäßig erworbenem Kulturgut relativ weit entfernt. Trotzdem zeigt sich immer wieder, dass auch bei kleineren Objekten die Rückgabe an die ursprünglichen Eigentümer einen hohen symbolischen Wert hat. Deshalb ist es wichtig, dass das Thema auch in den kleinen Museen wie bei uns aufgenommen worden ist.

Eine Wissenschaftler-Stelle (Dr. Christian Riemenschneider) wurde über mehrere Jahre hauptsächlich vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste und daneben vom Landschaftsverband Südniedersachsen finanziert, um in einem Großteil der Museen in Südniedersachsen, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bereits existierten, die Herkunft der Bestände zu klären. Das war m. E. gut und richtig, auch wenn dadurch in erheblichem Maß Ressourcen des Verbandes für dieses Eigenprojekt gebunden wurden. Die kleinen Museen allein hätten diese Aufgabe nicht bewältigen können.

Dass die Museen nun mit den Ergebnissen weiterarbeiten und eventuelle Rückgaben oder einen Ausgleich in anderer Form entwickeln können, ist ein vorbildliches Modell, wofür ich dem Landschaftsverband und dem Deutschen Zentrum Kulturgutverluste ausdrücklich danken möchte.

Ich wünsche Ihnen wichtige Impulse und spannende Diskussionen um dieses anspruchsvolle komplexe, aber lohnende Thema. Denn Transparenz herzustellen ist eine wichtige Voraussetzung für Verständigung und Versöhnung.

Dr. Sabine Michalek
Bürgermeisterin der Stadt Einbeck



Zweites Grußwort

Nach dem Erstcheck.
Provenienzforschung nachhaltig vermitteln.

Unser Netzwerk Provenienzforschung ist seit nunmehr viereinhalb Jahren eine Erfolgsgeschichte. Gestartet haben wir es im Februar 2015 mit rund 20 Gründungsmitgliedern und Partnern, aktuell sind es über 55 Museen, Archive, Bibliotheken, Universitäten und Verbände. Die Zahl der Mitglieder hat sich innerhalb kürzester Zeit mehr als verdoppelt.

Damit hat sich das Netzwerk als feste Anlaufstelle für Provenienzforschung etabliert. Und das nicht nur in Niedersachsen! Auch überregional findet es Anerkennung als Beispiel einer vorbildlichen Landesinitiative. Das ist vor allem unserer großartigen Netzwerk-Koordinatorin, Dr. Claudia Andratschke, zu verdanken. Sie ist Gesicht und Motor des Netzwerks und wirkt auch überregional, nicht zuletzt durch die Netzwerk-Website.

Aber auch das, was an anderen Orten und Museen hier in Niedersachsen an Provenienzforschung geleistet wird, jeder kleine Baustein, jede geklärte Provenienz, ist in der Gesamtbetrachtung von nationalem und internationalem Wert. Ganz besonders wichtig ist uns bei allen niedersächsischen Aktivitäten die enge Verzahnung und Kooperation mit dem Deutschen Zentrum für Kulturgutverluste in Magdeburg. Herr Dr. Hartmann vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste ist ein wichtiges Mitglied unseres Lenkungskreises für das Netzwerk und wir freuen uns über die engagierte Teilnahme von Frau Dr. Baresel-Brand an dieser Tagung.

Das Thema Erstcheck kam bereits 2016 in Niedersachsen auf. Es handelt sich dabei um eine Art systematisches Schnellprüfungsverfahren, das besonders gut auf kleine Museen anwendbar ist und mit dem effektiv nach verdächtigem Kulturgut gesucht werden kann. Für das in Brandenburg entwickelte Modell gewann Frau Dr. Andratschke interessierte Museen über und mit Hilfe der Landschaftsverbände in Südniedersachsen und Ostfriesland. Das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste förderte u. a. die Beratung und Hilfestellung für mittlere und kleine Museen sowie das weiterführende Untersuchungsprojekt in Südniedersachsen seit Anfang 2018, wofür wir hiermit nochmals herzlich danken.

Über das Erstcheck-Projekt zeigt sich einmal mehr der Erfolg unseres Netzwerkes. Es macht auch kleineren Museen Mut, sich der wichtigen Aufgabe Provenienzforschung zu stellen. Es klärt auf und vermittelt den direkten Kontakt im Vorfeld von Förderanträgen für neue Forschungs- und Erschließungsprojekte.

Das Ministerium für Wissenschaft und Kultur unterstützt Provenienzforschung ausdrücklich – und zwar in allen Bereichen. Unser Haus ist gemeinsam mit den entsprechenden Ministerien in den anderen Bundesländern, dem Auswärtigen Amt, dem Haus der Beauftragten für Kultur und Medien und den kommunalen Spitzenverbänden an den aktuellen Diskussionen zur Kolonialgeschichte in Deutschland aktiv beteiligt. Eine Arbeitsgruppe hat das von

Bund, Ländern sowie kommunalen Spitzenverbänden im März 2019 beschlossene Eckpunktepapier zum Umgang mit Kulturgut aus kolonialen Kontexten erarbeitet. Die Aufarbeitung der ethnologischen Bestände in Deutschland, ihre Digitalisierung und damit Veröffentlichung stehen dabei im Vordergrund, aber auch der partnerschaftliche Umgang mit den Herkunftsgesellschaften.

Der Presse konnten Sie entnehmen, dass die Kulturministerkonferenz der Bundesrepublik im Oktober 2019 die Einrichtung einer Kontaktstelle für Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten beschlossen hat. Ihr Auftrag ist es, Menschen und Institutionen aus den Herkunftsstaaten die Möglichkeit zu eröffnen, sich über Bestände von Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten in Deutschland zu informieren. Darüber hinaus soll die Kontaktstelle auch hinsichtlich Rückführungen und Kooperationen beraten. Sie wird bei der Kulturstiftung der Länder angesiedelt und ihre Tätigkeit in 2020 aufnehmen.

Auch in Niedersachsen haben wir die Tätigkeit unseres Netzwerks Provenienzforschung um den Bereich der Erforschung des Kulturguts aus kolonialen Kontexten erweitert. Bereits im März 2019 hat unser Netzwerk gemeinsam mit dem Museumsverband Niedersachsen und Bremen e.V. eine Informationsveranstaltung zu dem Themenbereich durchgeführt; derzeit sind verschiedene Projektanträge in Planung.

Allen politisch und kulturell Verantwortlichen und Beteiligten ist jedoch eines ganz klar: Recherchen zu NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut in den deutschen Museen, Archiven und Bibliotheken dürfen hinter dieser neuen, kultur- wie außenpolitisch wichtigen Aufgabe keineswegs zurücktreten. Denn sie werden weiterhin über viele Jahre, gar Jahrzehnte, notwendig und wichtig sein, bis das Kapitel NS-Raubkunst in sämtlichen deutschen Sammlungen aufgeklärt sein wird.

In diesem Sinne wünsche ich eine erkenntnisreiche Lektüre und danke dem Einbecker Stadtmuseum ganz herzlich für die Gastfreundschaft und dem Organisationsteam, Frau Dr. Andratschke, Herrn Jachens und Herrn Dr. Riemen-schneider vom Landschaftsverband Südniedersachsen, für ihre Vorbereitung der Tagung.

Dr. Annette Schwandner,
Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur



Drittes Grußwort

Nach dem Erstcheck.
Provenienzforschung nachhaltig vermitteln.

Die Aufarbeitung des nationalsozialistischen Kunstraubs als historisches Unrecht ist Teil unserer historischen Verantwortung. Das Bewusstsein über die anhaltende Notwendigkeit der Wiederauffindung und Rückgabe von NS-Raubgut ist spätestens seit dem „Schwabinger Kunstfund“ im Jahr 2013 auf breiter Ebene angekommen. Deutlich wurde aber auch, dass es trotz aller Anstrengungen mitunter nicht gelingt, die Identität eines Objekts und/oder seine Besitzerkette eindeutig zu ermitteln. Auch wenn es immer wieder „große“ Werke der Malerei sind oder die prominenten Familien, die ihren Weg in die öffentlichkeitswirksame Berichterstattung finden, darf dies keineswegs darüber hinwegtäuschen, dass das von den Nationalsozialisten praktizierte Unrecht alle gesellschaftlichen Gruppen betraf. Folglich wurden beispielsweise auch Bücher, Möbel, oder ganz alltägliche Gegenstände ihren verfolgten Besitzern entzogen. Derart belastetes Kulturgut kann entsprechend auch in Sammlungen kleinerer kulturgutbewahrender Einrichtungen, in Heimat- oder Regionalmuseen, gelangt sein.

Das 2015 gegründete Deutsche Zentrum Kulturgutverluste ist nicht nur Kooperationspartner des Netzwerks Provenienzforschung in Niedersachsen, sondern fördert eine Vielzahl von Projekten der Provenienzforschung im Land. Dabei können Niedersachsen und das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste – beziehungsweise seine beiden Vorgängerinstitutionen Koordinierungsstelle Magdeburg und Arbeitsstelle Provenienzforschung – bereits auf einen langen gemein-

samen Weg im komplexen und sensiblen Bereich „NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut“ – und damit der Provenienzforschung – zurückblicken. Dies meint nicht nur die Mitfinanzierung oder langjährige Begleitung zum Beispiel der Koordinierungsstelle im Rahmen der Gremienarbeit, den anhaltenden fachlichen Austausch oder Diskurs der Wissenschaftler*innen, sondern auch seit 2008 die finanzielle Förderung der stattlichen Anzahl von 36 niedersächsischen Projekten der Provenienzforschung. 29 dieser Projekte wurden bereits abgeschlossen, sieben laufen noch. Die Ergebnisse hieraus finden wiederum transparent Eingang zum Beispiel als „Fundmeldung“ in der Lost Art-Datenbank, die vom Zentrum unterhalten wird, oder aber (seit Januar 2020) in dessen neuer Forschungsdatenbank „Proveana“.

Mit dem „Erstcheck“ hat das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste ein Konzept entwickelt, das es mittleren und kleineren Museen, die aus personellen und finanziellen Gründen keine Recherchen zur Herkunft ihrer Sammlungsbestände aus eigener Kraft durchführen können, ermöglicht, zunächst Teile ihrer Hausgeschichte aufzuarbeiten, um so festzustellen, ob ein Verdacht auf „NS-Raubgut“ in den Sammlungsbeständen vorliegt. Anhand dieser Erkenntnisse kann dann der Bedarf an einer weitergehenden, längerfristigen Provenienzforschung ermittelt oder auch ausgeschlossen werden. In Niedersachsen lag die Durchführung der mittlerweile zwei Erstcheck-Projekte beim Landschaftsverband Südniedersachsen e.V.

„Nach dem Erstcheck – Provenienzforschung nachhaltig vermitteln“ – die Überschrift verweist auf einen elementaren Aspekt: die transparente Vermittlung, dessen, was Provenienzforschung leistet. Im Ergebnis kann dies eine „gerechte und faire Lösung“ im Sinne der Washingtoner Prinzipien (1998) bis hin zur Restitution von NS-Raubgut sein, um wenigstens ein kleines Stück historischen Unrechts wiedergutzumachen. Kaum weniger wichtig ist jedoch das Aufzeigen dessen, was Provenienzforschung in häufig mühsamer Puzzlearbeit leistet sowie die Dokumentation der Ergebnisse. Provenienzforschung weist immer auch über das Objekt hinaus, versammelt Erkenntnisse zum historischen Kontext, zu Tätern und Opfern, den Sammlern und Eigentümern und den sie umgebenden Strukturen. Provenienzforschung ist dabei stets auch Erinnerungsarbeit, ruft sie uns allen doch die vielen Personen und Familien ins Gedächtnis, die das nationalsozialistische Unrechtsregime mitsamt der Erinnerung an sie auslöschen wollte.

Dr. Andrea Baresel-Brand,
Leiterin Fachbereich Lost Art, Dokumentation,
Deutsches Zentrum Kulturgutverluste



Zur Einführung

Claudia Andratschke, Olaf Martin

Parallel zur Gründung des Deutschen Zentrums Kulturgutverluste hat das Niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kultur 2015 ein Netzwerk errichtet, das die Kräfte und Kompetenzen im Bereich der Provenienzforschung bündelt und mit den nationalen Initiativen verzahnt. Es umfasst museale und universitäre Sammlungen unabhängig von ihrer Trägerschaft, den Museumsverband Niedersachsen und Bremen e.V. sowie Bibliotheken, Archive, Verbände und forschungsfördernde Einrichtungen.

Zu den wesentlichen Zielen der Netzwerkarbeit gehören die Beratung von Museen im Bereich der Provenienzforschung, die Unterstützung bei Projektanträgen (vor allem beim Deutschen Zentrum für Kulturgutverluste Magdeburg), die Organisation und Durchführung von Weiterbildungs- und Informationsveranstaltungen und damit die Sensibilisierung für die Provenienzforschung und deren nachhaltige Etablierung in Niedersachsen.¹

Gerade mittlere und kleine Museen sind aus personellen oder finanziellen Gründen oftmals nicht in der Lage, aufwändige Provenienzrecherchen durchzuführen. Zur Ausdehnung der systematischen Bestandsprüfung gerade auf diese Sammlungen schien insbesondere das bereits 2012 in Brandenburg entwickelte Modell des „Erstchecks Provenienzforschung“ prädestiniert zu sein, das bis 2015 noch auf kein anderes Bundesland ausgedehnt worden war.² Mit Unterstützung des Museumsverbands Niedersachsen und Bremen e.V. und dank Fördermittel des Deutschen Zentrums Kulturgutverluste ist es noch im Gründungsjahr des Netzwerks gelungen, dieses Modell auf Niedersachsen zu übertragen. Daran hat sich der Landschaftsverband Südniedersachsen e.V., der bis heute sämtliche in Südniedersachsen angesiedelten Erstcheck-Projekte maßgeblich koordiniert und betreut, beteiligt. Hier ist seit 2016 eine profes-

sionelle Museumsberatung aufgebaut worden, deren vertrauensbildende Netzwerkarbeit eine entscheidende Voraussetzung dafür war, ein anfängliches Zögern der Museumsleitungen zu überwinden. Letztlich entscheidend war dann aber die Bereitschaft der Leiterinnen und Leiter der Museen in Alfeld, Duderstadt, Einbeck, Hann. Münden, Clausthal-Zellerfeld, Northeim, Osterode, Seesen und Uslar, im Sinne der Washingtoner Prinzipien zu verfahren und ihre Inventare und Bestände auf NS-Raubgut bzw. lückenhafte Provenienzen hin überprüfen zu lassen. Ihnen sei an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.

Nur in Clausthal-Zellerfeld konnten keinerlei Verdachtsfälle ermittelt werden. In den weiteren teilnehmenden Museen zwischen Weser und Harz wurden fragwürdige Objekte aus den unterschiedlichsten Kontexten dokumentiert: Erwerbungen aus der Zeit des Nationalsozialismus aus jüdischen, freimaurenerischen, linkspolitischen und kirchlichen Zusammenhängen, aber auch Produkte der Zwangsarbeit aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg sowie Ethnografika und Naturalia aus kolonialen Kontexten.³ Den zahlreichen Verdachtsfällen geht der Bearbeiter der Erstchecks, Dr. Christian Riemenschneider, nun seit 2018 im Rahmen von längerfristig vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste geförderten Projekten weiter nach und legt in diesem Band erste Ergebnisse seiner Forschungen zu Objektzugängen in Alfeld, Duderstadt, Einbeck und Hann. Münden vor.

Die vorliegende Dokumentation versammelt diese und weitere Beiträge der Netzwerktagung, die am 4. November 2019 unter dem Titel „Nach dem Erstcheck – Provenienzforschung nachhaltig vermitteln“ im StadtMuseum Einbeck durchgeführt wurde. Sie stellt zugleich den ersten Band der Reihe „Veröffent-

lichungen des Netzwerks Provenienzforschung in Niedersachsen“ dar, die der Dokumentation der jährlich stattfindenden Netzwerk-Tagungen dienen und daneben Beiträge zu einzelnen Themenfeldern der Netzwerkarbeit beinhalten und damit deren gesamtes Spektrum widerspiegeln wird.

Im Rahmen der Einbecker Veranstaltung haben die Mitglieder und Partner des Netzwerks mit dem Fachpublikum und der interessierten Öffentlichkeit darüber diskutiert, wie die zahlreichen über Archivrecherchen und mündliche Überlieferung gewonnenen Projektergebnisse – Informationen zu Objektbiografien, verschollen geglaubten Beständen oder der Museums- und Lokalgeschichte allgemein – auch nach dem Ende des Projekts nachhaltig dokumentiert und transparent für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können. Wie können die mittleren und kleinen stadtgeschichtlichen Museen die Ergebnisse der Provenienzforschung künftig nachhaltig dokumentieren und vermitteln? Wie kann oder sollte diese Vermittlung, möglichst partizipativ, also unter Einbeziehung von Repräsentant*innen der ehemals verfolgten Gruppen und der Bevölkerung vor Ort, erfolgen?

An der Organisation und Planung waren beim Landschaftsverband Südniedersachsen Christian Riemenschneider und Museumsberaterin Astrid Vettel, Elke Heege und ihr Team vom StadtMuseum Einbeck sowie Maik Jachens und Jan zum Mallen vom Netzwerk Provenienzforschung maßgeblich beteiligt. Ihnen gebührt an dieser Stelle ebenso Dank wie den Referent*innen und Autor*innen, die mit ihren Beiträgen zum Gelingen der Tagung und dieses Bandes beigetragen haben.

Die dabei aufgezeigten Möglichkeiten und Chancen bei der Offenlegung und Vermittlung von Herkunftsgeschichten scheinbar alltäglicher Gegenstände und somit von lokalen oder regionalen Kontexten verdeutlichen zum einen, dass die Aufgaben und Ziele der Provenienzforschung unabhängig von materiellen Werten gelten. Zum anderen lassen sie auf weitere Verbundprojekte und partizipative Vermittlungskonzepte von stadtgeschichtlichen und Regionalmuseen nicht nur in Südniedersachsen hoffen. Der Landschaftsverband Südniedersachsen wird sich weiterhin dafür einsetzen, dass die von Christian Riemenschneider erarbeiteten Ergebnisse für die einzelnen Museen und die gesamte Region fruchtbar gemacht werden können.

Diese und weitere Aktivitäten in Niedersachsen wird das Netzwerk Provenienzforschung ebenso unterstützen wie die Etablierung personeller Kontinuitäten.

Dr. Claudia Andratschke
Provenienzforscherin / Leiterin Sammlungen + Forschung
Koordinatorin Netzwerk Provenienzforschung in Niedersachsen
Landesmuseum Hannover

Olaf Martin
Geschäftsführer Landschaftsverband Südniedersachsen e.V.,
Göttingen

- 1 Vgl. www.provenienzforschung-niedersachsen.de. Letzter Zugriff 27.03.2020; zuletzt Andratschke, Claudia: Vernetzte Provenienzforschung in Niedersachsen. In: Archiv-Nachrichten Niedersachsen. Mitteilungen aus niedersächsischen Archiven 23 (2019). S. 74–83.
- 2 Zum Erstcheck in Brandenburg vgl. Berndt, Iris: Provenienzforschung in Brandenburg. Erstcheck in Stadt- und Regionalmuseen. In: Museumsblätter. Mitteilungen des Museumsverbandes Brandenburg 23 (2013). S. 14–17; Die Beiträge in Dass. 35 (2019), online abrufbar unter http://ueberdiegrenze.museen-brandenburg.de/fileadmin/Museumsblaetter/MB_35_web2.pdf; daneben <http://ueberdiegrenze.museen-brandenburg.de/aktivitaeten/projekte/provenienzforschung/>; Zugriff 31.03.2020.
- 3 Vgl. den nachfolgenden Beitrag von Christian Riemenschneider in diesem Band; daneben weiterführende Informationen, Literatur und die Abschlussberichte der Einzelprojekte seit 2016 unter <http://www.landschaftsverband.org/museumsberatung/provenienzforschung/>; Zugriff 31.03.2020; Riemenschneider, Christian: Provenienzforschung in Südniedersachsen und das vermeintlich Provinzielle. In: Deutsches Zentrum Kulturgutverluste (Hg.): Provenienz & Forschung 01-2017. Dresden 2017. S. 67–68. Parallel dazu wurde 2017 in Kooperation mit der Ostfriesischen Landschaft das in Südniedersachsen etablierte Modell des Erstchecks auf Ostfriesland übertragen. Vgl. Hennig, Nina: Woher kommen die Objekte? Erster Versuch einer Provenienzforschung anhand von Sammlungsstücken aus den Jahren 1933 bis 1945 in der Ostfriesischen Landschaft. In: Hermann, Michael (Hg.): Das 20. Jahrhundert im Blick. Beiträge zur ostfriesischen Zeitgeschichte. Bernhard Parisius zum 65. Geburtstag, Aurich 2015. S. 85–99; Dies.: Provenienzforschung an der Ostfriesischen Landschaft. In: Nachrichten des Marschenrates zur Förderung der Forschung im Küstengebiet der Nordsee 53 (2016). S. 101–103.



Nach dem Erstcheck

Provenienz/Geschichte erzählen

Ergebnisse der Provenienzforschung
in den Museen Alfeld, Duderstadt,
Einbeck und Hann. Münden

Christian Riemenschneider

Zusammenfassung

Der Beitrag stellt die Ergebnisse von zwei Jahren Provenienzforschung in vier stadtgeschichtlichen Museen Südniedersachsens anhand von Beispielobjekten und ihren Provenienzen vor. Die Objekte in den Museen Alfeld, Duderstadt, Einbeck und Hann. Münden verweisen auf eine Reihe von Problemfeldern der NS-Provenienzforschung wie Freimaurerlogen, Vereine der Arbeiterkultur, Judaica, jüdische Privatpersonen und Institutionen, arisierte Kunsthandlungen oder anonyme Auktionen. Daneben wurden auch Ethnografika und menschliche Überreste aus kolonialen Zusammenhängen dokumentiert, die im Rahmen weiterer Projekte erforscht werden sollen. Neben den engeren Forschungszielen Eigentumsklärung und ggf. Restitution von Objekten fasste das Projekt die breit angelegten Sammlungen als eine Art (Kon)Text auf, sowohl als Quellen zur lokalen NS- und Kolonialgeschichte als auch für die erforschten Objekte. Fehlstellen wurden, wo möglich, durch weitere Kontextforschung kompensiert. Darüber hinaus werfen sensible Objekte, die nicht unbedingt unrechtmäßig erworben sein müssen – wie z.B. die Haarlocke eines jüdischen Mädchens, das später während des Holocaust umkam – in den Sammlungen Fragen nach ihrer Deutung und dem weiteren Umgang mit ihnen auf. Sowohl die Ergebnisse der Provenienzforschung als auch ihre spezifische Perspektive auf die Sammlungen bieten den Museen weitere Ressourcen und Anstöße für die künftige Vermittlungs- und Bildungsarbeit.

Abstract

This article presents the results of a two-year provenance research project in four museums for local history in Southern Lower Saxony by means of exemplary objects and their provenance. These objects from museums in Alfeld, Duderstadt, Einbeck, and Hann. Münden are red-flagging a number of categories which are critical to provenance research that focuses on the era of National Socialism: Masonic lodges, socialist workers' clubs, Jewish contexts (Judaica, Jewish individuals and institutions, Jewish owned art shops) and anonymous auction sales. In addition, ethnographica and human remains from colonial contexts were found and wait for their further investigation. Next to provenance research's central aim of clarifying the proprietary status of certain objects and, when indicated, their restitution, the project considered the widely arrayed collections as a kind of (con)text: both as source for local history during the National Socialist period and the debated objects. Lacking sources were compensated, where possible, by extended contextual research. In addition, the collections comprise sensitive objects which were not necessarily acquired under unlawful circumstances but nevertheless are raising questions concerning their handling and interpretation. As an example, in the Museum of Einbeck stands a strand of hair of a Jewish girl which later perished in the Holocaust. Both the results of provenance research and its specific perspective on the museums' collections are additional resources and an impulse for the museums' further educational efforts.

Nach zwei Jahren Provenienzforschung mit Fokus auf unrechtmäßige Erwerbungen aus der NS-Zeit in den stadtgeschichtlichen Museen Alfeld, Duderstadt, Einbeck und Hann. Münden liegen nun die Ergebnisse vor. Die folgende Darstellung beschränkt sich auf beispielhafte Provenienzen, die für die herausgearbeiteten Problemfelder wie z.B. die organisierte Arbeiterkultur, jüdische Kontexte, Auktionen oder Kolonialismus stehen. Darüber hinaus sollen die ausführlicheren Provenienzgeschichten einzelner Objekte einen Ansatz für die Fragen um Vermittlung bieten.

Zunächst zu den Rahmenbedingungen der Forschung: 2015 haben das Netzwerk Provenienzforschung in Niedersachsen und der Museumsverband Niedersachsen und Bremen e.V. den Landschaftsverband Südniedersachsen (LVS) für ein Pilotprojekt zum „Erstcheck Provenienzforschung“ in seinem Verbandsgebiet gewinnen können. In den Jahren 2016 und 2017 wurden dann nach dem

Brandenburger Modell zwei „Erstchecks“ in insgesamt neun stadtgeschichtlichen Museen durchgeführt, die, ebenso wie die laufende Forschung, vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste (DZK) gefördert wurden bzw. werden.

Der Fokus des Erstchecks lag gemäß den damaligen Förderrichtlinien auf unrechtmäßig erworbenen Kulturgütern aus NS-Zusammenhängen. Da sich in der öffentlichen Debatte zu der Zeit bereits die zunehmende Relevanz ethnografischer Objekte für die Provenienzforschung abzeichnete, wurden diese ebenfalls dokumentiert. Auf die Ethnografika wird im Verlauf aber nur cursorisch eingegangen, ihre weitere Erforschung ist in Planung. Verdachtsfälle aus anderen Unrechtskontexten wie Zwangsarbeit vor der NS-Zeit und Kulturgutentzug in der SBZ/DDR wurden ebenfalls während des Erstchecks aufgenommen.

In acht Sammlungen – Duderstadt, Alfeld, Einbeck, Hann. Münden, Northeim, Uslar, Seesen und Osterode – wurde durch den Erstcheck ein weiterer Forschungsbedarf festgestellt. Lediglich im Oberharzer Bergwerksmuseum in Clausthal-Zellerfeld gab es keinen Verdachtsfall bzw. konnte dieser während des Erstchecks geklärt werden. Seit 2018 läuft in den acht Museen eine vertiefende Forschung und wird bis voraussichtlich 2021 fortgesetzt.

Nach dem Erstcheck wurde eine Reihe von Problemfeldern bei der Analyse der Eingangskontexte von Museumsobjekten deutlich:

- Freimaurerlogen
- Jüdische Privatpersonen und Institutionen
- Die organisierte Arbeiterkultur
- Eingänge von NS-Organen
- Auktionen mit unbekanntem Einlieferern
- *Judaica*
- Kunsthandel in jüdischem Besitz
- *Arisierter Kunsthandel und andere Betriebe*
- Ethnografika aus kolonialen und postkolonialen Zusammenhängen
- Sensible Objekte wie menschliche Überreste
- *Erzeugnisse von Zwangsarbeitern während des 1. und 2. Weltkriegs*
- Objekte aus kirchlichem Besitz und konfessionellen Bibliotheken
- Erwerb von Kirchengeschäften aus der DDR

Die beiden letztgenannten Problemfelder, Kirchliche Kulturgüter im NS und der DDR, wurden während der Tiefenforschung geklärt, der Anfangsverdacht erwies sich als unbegründet. Die kursiv dargestellten Felder sind in den vier erforschten Museen nicht vertreten.

Gegenstände von Freimaurerlogen

Aus der Loge in das Museum und zurück

Gegenstände der Freimaurer im StadtMuseum Einbeck

1936 und 1939 wurden im Inventarbuch des Stadtmuseums Einbeck 28 Ritualgegenstände der Freimaurerloge Georg zu den Drei Säulen in Einbeck verzeichnet. Sie kamen über den Landrat sowie den Logenbruder Grosse in das Haus. Darunter sind beispielsweise der Hammer des Meisters vom Stuhl, Bücher, Bijoux und zeremonielles Mobiliar.

1935 löste sich die Einbecker Loge unter dem Druck des NS-Regimes auf und das Eigentum wurde liquidiert. Logenbruder Evers erinnerte sich: *„Es kamen Beauftragte aus Hildesheim (Gestapo oder SS) und räumten alles aus. Einen Teil nahmen sie auf einem Lastauto mit, ein Teil ging an den hiesigen Landkreis, von dort in nicht zu kontrollierende Kanäle“*.¹ Die 28 Freimaurer-Objekte sind heute nicht mehr im Bestand des Museums vorhanden. Nachforschungen bei der Loge ergaben, dass ein Teil der Gegenstände wieder in ihrem Besitz ist. Darunter auch Bücher, die beim Eingang ins Museum mit dem Stempel des Museumsvereins markiert wurden. Gleich nach dem Ende des Krieges hatte sich nämlich Logenbruder Poetter darum bemüht, die nach der Liquidation u.a. im Privatbesitz verteilten Gegenstände wieder zurückzuholen.² Möglicherweise kamen in dem Zug auch die Objekte aus dem Museum wieder in die Loge zurück.

Ein Buch aus dem Altersheim für Freimaurer Johannisstift in Einbeck ist heute noch in der Museumsbibliothek vorhanden, seine Provenienz erkenntlich durch einen Stempel. Das Altenheim wurde 1907 gegründet und unter dem Druck des NS-Staates 1938 in eine Stiftung in der Verwaltung des Landkreises Einbeck umgewandelt.³ 1954 wurde das Altersheim infolge der Wiedergutmachungsgesetze an die Altpreußischen Großlogen zurückgegeben.⁴ Der Weg des Buchs in die Museumsbibliothek in Einbeck ließ sich nicht klären.

Ein Zeremonienstab und ein Stempel der Loge Luise Augusta zu den Drei Sternen im Stadtmuseum Alfeld

Der Stempel mit dem Logensymbol, in der Loge ehemals zum Geschäftsgebrauch verwendet, kam 1989 durch Malermeister Herwig ins Haus. Dieser führte auch Haushaltsauflösungen durch.⁵ Im Inventarbuch stand glücklicherweise auch der Haushalt vermerkt, aus dem der Stempel stammt: von Brauereidirektor Gustav Stiefel in Alfeld.⁶ Stiefel war Schriftführer der Loge gewesen, bis diese sich 1933 wegen Mitgliedermangel – ein Teil der Brüder war ausgetreten, um der NSDAP beitreten zu können – durch eigenen Beschluss auflöste.⁷ Im Fall des Stempels ist demnach nicht von einem direkten unrechtmäßigen Entzug auszugehen. Zu bedenken bleibt, dass sich die Loge ohne den Druck des NS-Staates auf die Freimaurer sicher nicht aufgelöst hätte. (Abb. 1)

Darüber hinaus ist ein Zeremonienstab für die rituelle Arbeit im Tempel in der Museumssammlung vorhanden. Er befand sich im Magazin und wurde in den 1970er-Jahren fälschlich als Fahnenstange inventarisiert. Seine Provenienz ist nach wie vor unklar. Möglicherweise wurde er, wie andere Gegenstände der Loge, die sich bis heute in Alfelder Privathaushalten befinden,⁸ nach der Auflösung verteilt und ist später ins Museum gekommen.

Durch den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen im Netzwerk Provenienzforschung Niedersachsen wurde bekannt, dass Bücher der Alfelder Loge über das NSDAP-Archiv des Gaus Südhannover-Braunschweig in den Besitz der Stadtbibliothek Hannover gelangten.⁹ Kürzlich konnte ein Bücherverzeichnis der Alfelder Loge erschlossen werden, das im Besitz des Meisters vom Stuhl in Alfeld ist.¹⁰ Bei einem der Zeitzeugen- und Experteninterviews, die im Rahmen des Provenienzforschungsprojekts für die künftige Vermittlung aufgenommen werden, hatte der Meister vom Stuhl Werner Dreyer das Verzeichnis zum Interview mitgebracht.

Er gab an, dass die Logenbibliothek damals in der Fabrik Künkel untergebracht war, nach dem Krieg aber, außer Geld, keine Gegenstände an die Loge rückerstattet wurden.¹¹ Eine Beschlagnahme von Logeneigentum in Alfeld konnte bisher nicht festgestellt werden. Wie die Bücher letztlich in öffentlichen Besitz gekommen sind, ist noch unklar.



Abb. 1 | Stempel, Freimaurerloge Louise Augusta zu den drei Sternen, um 1900 © Stadtmuseum Alfeld

Werner Dreyer, Jahrgang 1927, fand im Jahr 1939 über den Besuch des Logenmuseums in Hannover, das von den Nationalsozialisten zur Abschreckung eingerichtet worden war, seinen Weg zur Freimaurerei. Was derart von den Nationalsozialisten diffamiert wurde, konnte nur interessant und ehrenwert sein, resümierte er sinngemäß im Interview.¹² Bis heute ist er aktiver Freimaurer. Er setzte sich nach der Auffindung der Logengegenstände im Museum für ihre Verwendung in der Logenarbeit ein. Demnächst wird Werner Dreyer den Stempel und den Stab als Dauerleihgabe des Museums für die Loge in Empfang nehmen.

Gegenstände von jüdischen Institutionen und Privatpersonen

Fragmente von jüdischen Gebetbüchern und einer Torahrolle im Stadtarchiv Duderstadt

Als frühes Beispiel von Enteignung jüdischer Kulturgüter sind Fragmente religiöser Schriften aus dem Mittelalter im Stadtarchiv Duderstadt erhalten. Bei der Sichtung von Altbuchbeständen aus dem Museum, die im Stadtarchiv aufgestellt sind, kamen die Pergamentfragmente in den Blick. Dort befindliche städtische Archivalien aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind in Koperten eingebunden, die aus Pergamentfragmenten einer Torahrolle¹³ und von Machsorim, Gebetbücher für die Hohen Feiertage, zusammengenäht worden sind.¹⁴

Historische Quellen belegen, dass jüdische Schriften vor 1465 vom Duderstädter Magistrat gepfändet oder enteignet wurden.¹⁵ Aus jüdisch-theologischer Sicht ist die profane Weiterverwendung von Schriften, die den Gottesnamen enthalten, nicht möglich.¹⁶ Dementsprechend ist die Herausgabe einer Torahrolle sicher nicht freiwillig durch die Duderstädter Juden erfolgt. Was die Fragmente der Machsorim betrifft, können diese zwar auch den heiligen Gottesnamen enthalten. Es gibt allerdings aus der Zeit nach der Einführung des Buchdrucks einige Belege für den Verkauf von hebräischen Handschriften durch jüdische Gemeinden, die dann von Buchbindern weiterverwendet worden sind.¹⁷ Im Fall der Duderstädter Machsor-Fragmente ist ein unrechtmäßiger Entzug demnach möglich, aber nicht sicher. Die Fragmente stammen aus Machsor-Schriften des 13. und 14. Jahrhunderts.¹⁸ Mit diesen unscheinbaren Pergamenten liegen die ältesten materiellen Zeugnisse jüdischen Lebens in Südniedersachsen vor. Und zugleich auch Zeugnisse für die Spannungen des Zusammenlebens, zu denen offensichtlich schon früh Kulturgutenteignungen gehörten.

Der Stempel des „Israelitischen Syndicus zu Einbeck“ im StadtMuseum Einbeck

Im StadtMuseum Einbeck ist ein weiteres Objekt aus einer jüdischen Gemeinde vorhanden. Der Stempel des Israelitischen Syndikus der Stadt Einbeck, d.h. des Vorstehers der jüdischen Gemeinde, war während der Zeit des Königreichs Westphalen (1807–1813) in Gebrauch.

Er wurde im Jahr 2000, wahrscheinlich als Altbestand, inventarisiert.¹⁹ Wer ihn wann eingeliefert hatte, bleibt offen. Im Stadtarchiv fand sich ein Abdruck des Siegels auf Dokumenten der jüdischen Gemeinde aus der westphälischen Zeit.²⁰ (Abb. 2)

Kurz nach 1800 lebten neun jüdische Familien in Einbeck. Syndikus der Gemeinde war Elias Meyerstein.²¹ Kurz zuvor hatte sich die Gemeinde eine Synagoge gebaut, die noch besteht und zurzeit vom Verein Alte Synagoge Einbeck saniert und für kulturelle Veranstaltungen genutzt wird. Die Gesetzgebung Napoleons bescherte den Juden damals eine kurze Phase relativer Freiheit. Im 19. und 20. Jahrhundert wuchs die Gemeinde weiter an. 1938 wurde die Neue Synagoge in der Bismarckstraße geplündert und zerstört. In der Synagoge befanden sich verschiedene Ritualgegenstände, darunter 15 Torahrollen und eine Estherrolle.²² Nach dem Pogrom nahm der Einbecker Stellmachermeister Fritz Lambrecht eine hebräische Schriftrolle an sich, die aus der Synagoge stammte.²³ Lambrecht war auch im Einbecker Museums- und Geschichtsverein aktiv²⁴ und stiftete der Sammlung zahlreiche Objekte, hauptsächlich aus Metall, aber auch Ethnografika aus Amerika.²⁵ Hatte Lambrecht Kontakte zu Altmetallhändlern, die ihn mit museumswürdigen Stücken versorgten, darunter der Stempel? Oder könnte der Stempel nach der Plünderung der Synagoge über Lambrecht in das Museum gekommen sein? Letztlich bleibt die Provenienz des Stempels aber unklar.

Eine Keramikschale im Heimatmuseum Duderstadt

Ein Geschenk von Emmi Löwenthal?

Im Heimatmuseum Duderstadt befindet sich eine Keramikschale, die aus der Duderstädter Familie Löwenthal in die Sammlung kam. Die Schale im volkstümlichen Stil, die entfernt an die Werra-Keramik früherer Jahrhunderte erinnert, weist am Rand den Spruch „Wie die Saat so die Ernte“ und die Jahreszahl 1894 auf. Sie ist ein Geschenk von Emmi Loewenthal, die am 29. Mai 1900 in Duderstadt geboren wurde.²⁶ Sie stammte aus einer jüdischen Familie, die im 19. Jahrhundert aus dem nahegelegenen Wöllmarshausen zugezogen war. Emmis Vater Gustav besaß ein Konfektionsgeschäft in Duderstadt, das in der Pogromnacht 1938 geplündert und kurz darauf arisiert wurde. Emmi Loewenthal und ihre Familie emigrierten 1939 in die Niederlande. Emmi konnte von dort noch auf die Antillen entkommen, ihre Eltern verblieben in den Niederlanden und haben die Judenverfolgung während der deutschen Besetzung



Abb. 2 | Stempel des Israelitischen Syndikus der Stadt Einbeck, Abdruck © Stadtarchiv Einbeck

nicht überlebt.²⁷ Daran erinnern die vor dem Wohnhaus der Familie verlegten Stolpersteine. 1954 lebte Emmi Loewenthal in London.

Die von ihr geschenkte Schale hat in der um 1930 angelegten, fast durchgehend undatierten Inventarkartei die Inventarnummer 820. Fünf Nummern später taucht das erste Mal eine indirekte Datierung über einen Geber in der Adolf-Hitler-Straße auf, die ab dem 27.4.1933 diesen Namen trug. In einem Bericht des Museums an die Staatliche Museumspflege in Hannover wird der Eingang der Schale für Ende 1932 vermerkt.²⁸ Es deutet aber einiges darauf hin, dass die Liste nicht immer das genaue Eingangsdatum erfasste. Die Schale muss also kurz vor oder nach dem Jahreswechsel 1933 ins Museum gekommen sein.

Bedenkt man, dass die Flucht der Familie Loewenthal in die Niederlande 1939 erfolgte und die wirtschaftliche Ausplünderung für den größeren Teil der jüdischen Bevölkerung 1933 noch nicht die volle Härte der späteren NS-Jahre erreicht hatte, erscheint eine freiwillige Schenkung nicht ganz unwahrscheinlich. Das Ehepaar Loewenthal hatte das Museum im Juni 1932 besucht, wie ihr Eintrag im Gästebuch des Museums belegt.²⁹ Möglicherweise war die Familie dem Museum zugetan und wollte die Sammlung um einem Familienerbstück aus der Region ergänzen.

Der Silberlöffel von Meinhold Ballin

im Heimatmuseum Duderstadt

Ebenfalls im Heimatmuseum Duderstadt wurde ein silberner Tafellöffel näher untersucht. Er befindet sich im Magazin und fiel durch seine Gravur „Meinhold Ballin 1885“ auf. (Abb. 3)

Die Familie Ballin war eine weitverzweigte jüdische Familie in Südniedersachsen. In Duderstadt am Markt hatten sie ein Bekleidungsgeschäft. Meinhold Ballin wurde 1884 in Duderstadt geboren und starb 1927 in Berlin.³⁰ Sein Sohn Siegfried konnte vor der NS-Verfolgung nach Shanghai fliehen. Von dort siedelte er nach dem Krieg via Brasilien in die USA über.³¹ Siegfried Ballins Sohn Howard lebt heute in Kalifornien. In seinem Besitz befindet sich eine silberne Kindertasse seines Großvaters Meinhold.³² Meinhold Ballins Großnichte Margit erzählte in einem Interview mit dem Autor, dass ihre Eltern Rolf und Sophie, die Duderstadt nach dem Krieg häufiger besuchten, von der Existenz des Löffels im Museum wussten. Margit Ballin mutmaßte, dass der Löffel dem



Abb. 3 | Silberner Tafellöffel mit Gravur „Meinhold Ballin 1885“, weitere Provenienz unbekannt
© Heimatmuseum Duderstadt

Museum eventuell von ihrem Vater geschenkt wurde. Ihre Mutter Sophie habe Judaica aus Familienbesitz verschiedenen Museen in Israel gestiftet.³³

Zu dem Löffel gibt es keine Geber- und Eingangsdaten, welche die Einordnung des Erwerbs stützen könnten. Der Anfangsverdacht lag vor allem darin begründet, dass Juden alle Gegenstände aus Edelmetall und Kunstgegenstände bis zum 31. März 1939 abliefern mussten.³⁴ Allein in Hamburg sind dadurch ca. 18 Tonnen Silber zusammengekommen, aus dem kunstgewerblich bedeutende Teile ausgesondert wurden, von denen sich heute ein großer Teil im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg befindet.³⁵

Mit dem Versuch, Kontakt zu Meinhold Ballins Enkel Howard aufzunehmen, war die Hoffnung verbunden, mehr über den Löffel und seine früheren Eigentümer zu erfahren. Die Kontaktaufnahme lief über das United States Holocaust Memorial Museum in Washington DC. Eine direkte Rückmeldung fand trotz des bekundeten Interesses von Howard Ballin nicht statt. Margit Ballin und ihre Tochter sprechen sich dafür aus, dass der Löffel im Museum verbleibt und als Illustration für die Geschichte ihrer Familie und von jüdischem Leben in Duderstadt dient. Im Interview machten sie deutlich, wie wichtig Familienerbstücke, Fotos und Dokumente für sie sind. Weil so wenige Familienmitglieder überlebt haben, ist auch kaum Familiengeschichte überliefert. Die Objekte stehen dementsprechend als Zeugen und mögliche Quellen für Familiengeschichte. Margit Ballins Tochter Karen trug bei unserem Interview eine Halskette mit der Uhr ihrer Urgroßmutter aus Einbeck. Karen ist Designerin und knüpfte im Gespräch über Fotos und Briefe, die ihre Mutter mitgebracht hatte, an die Familientradition der Schneider und Ausstatter an.³⁶ Dem Gespräch über die Vorfahren in Einbeck folgte kurz darauf der Zufallsfund eines Objekts aus eben dieser Familie, auf das später noch eingegangen wird.

„Verbleibt dem Reich“ – Die Chronik der Stadt Rodenberg im Stadtmuseum Alfeld

Bei der Durchsicht der Museumsbibliothek im Stadtmuseum Alfeld fiel in der *Chronik der Stadt Rodenberg* eine Widmung von Emil Plaut an seinen Bruder Adolf auf. Der Nachname Plaut ist besonders in Nordhessen und Südniedersachsen ein häufig von jüdischen Familien getragener Name. Dies gab den Ausschlag für weitere Nachforschungen.

Wer waren die Brüder Plaut? Adolf Plaut, geb. 1861, starb 1929 in Hemmen-dorf zwischen Hameln und Alfeld. Mit seiner Frau Karoline hatte er die Töch-

ter Klara und Frida. Klara Plaut erbt das Haus und Bekleidungsgeschäft in Hemmendorf.³⁷ 1939 wurde das Haus vom Nachbarn Hermann Munzel „arisiert“, Klara blieb als Mieterin in ihrem Elternhaus wohnen.³⁸ 1942 wurde Klara Plaut von dort „in den Osten“ deportiert, „das eingezogene Vermögen verbleibt dem Reich“, stellte das Finanzamt Hameln am 2.6.1942 fest.³⁹ Die Gegenstände, die sich noch in der Wohnung von Klara Plaut befanden, wurden vom Ortpolizisten aufgelistet. Neben Möbeln waren darunter auch Alltagsgegenstände wie ein Nussknacker, drei Sofakissen und ein Zahnputzbecher. Auf Position 24 der Liste steht ein „ein Paket Bücher“, in dem sich höchstwahrscheinlich die *Chronik der Stadt Rodenberg* befand.⁴⁰ Der zurückgebliebene Hausrat wurde mit einem Erlös von 1.061,10 RM in Hemmendorf versteigert.⁴¹

Die nächste Provenienzspur des Buchs setzt 1947 mit der Schenkung durch Wilhelm Garbe an den Alfelder Museumsleiter Wilhelm Barner an. Hat Garbe das Buch bei der Hausratsversteigerung 1942 erworben? Es ist belegt, dass der Lehrer Garbe sich während des Kriegs in Hemmendorf aufgehalten hat.⁴²

Die Möglichkeit, dass Klara Plaut oder ihre Mutter Karoline das Buch zwischen 1924 und 1942 verschenkt oder verkauft haben, besteht. Das ist allerdings unwahrscheinlich. Emil Plaut, der die *Chronik* seiner Heimatstadt seinem Bruder Adolf schenkte, wurde 1870 in Apelern bei Rodenberg geboren.⁴³ Der Deister, der Höhenzug bei Rodenberg, ist nachweislich seit dem 18. Jahrhundert die Stammregion der Plauts.⁴⁴ Auch für Klara Plaut scheint Familiengeschichte eine Rolle gespielt zu haben. In der Vermögensaufstellung von Juden aus der NS-Zeit gab Klara Plaut als einzigen künstlerischen Wertgegenstand „einen gerahmten Familienstammbaum“ an.⁴⁵ Zudem war das Buch ein Erinnerungsstück an den 1939 verstorbenen Emil Plaut, den Klara beerbte.⁴⁶

Darüber hinaus fiel bei der Durchsicht des Buches während der Forschung ein kleiner Papierstreifen als Lesezeichen auf – das einzige, das im Buch vorhanden war. Es lag an der Stelle der Rodenberger *Chronik*, an der „Die hiesige jüdische Gemeinde, welche alle in Stadt und Land ansässigen Israeliten umfasste ...“ behandelt wurde, wohl noch aus der Zeit, als es bei den Plauts in Gebrauch war.⁴⁷ Ein Indiz, dass ihnen die Beheimatung in der Region und ihrer Geschichte als Juden wichtig war. Darauf verweist auch der Umstand, dass Adolf Plaut Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Hemmendorf 1901 und 1907–1913 war.⁴⁸

Durch die Verfolgung wurde dieses Selbstverständnis zerrüttet. Klara Plaut ist in den Jahren vor der Deportation nachweislich schwer depressiv gewesen.⁴⁹ In Hemmendorf konzentrierte sich der Antisemitismus auf nur wenige im Dorf wohnende Juden. Wie ein Zeitzeuge berichtete, konnten in Hemmendorf Kinder ungehindert Juden auf der Straße schlagen und bedrohen – welche

Angst mussten da erst die Erwachsenen einflößen.⁵⁰ Vor diesem Hintergrund ist es wenig wahrscheinlich, dass Karoline oder Klara Plaut die antiquarisch wertlose aber persönlich bedeutsame Chronik nach 1933 an eine feindliche Umgebung verschenkt oder verkauft haben.

Hatte Wilhelm Garbe das Buch 1942 bei der Versteigerung in Hemmendorf erstanden? Ein zufällig entdeckter Karton mit der Aufschrift „Hemmendorf, Hof Munzel“ im Magazin des Alfelder Museums wirft dahingehend weitere Fragen auf. Neben dem im Karton befindliche Kugeltopf lag ein Zettel: der Topf sei *„beim Anschneiden alter Fundamentreste 1947“* auf dem Hof Munzel gefunden worden.⁵¹ Hat Wilhelm Barner, der diesen Fund später publizierte, sich 1947 in Hemmendorf aufgehalten und von Garbe die Chronik erhalten?⁵² Hat Garbe die Chronik nach Klara Plauts Deportation ersteigert oder erst 1947 auf dem ehemaligen Hof Plaut gefunden oder vom neuen Besitzer Munzel überreicht bekommen? Sicher ist, dass Lehrer Garbe selbst den Topf auf Munnzels Hof geborgen hat, also vor Ort in Hemmendorf war. Hat Bauer Munzel die Chronik eventuell aus der Wohnung von Klara Plaut nach der Deportation entfernt, bevor das Finanzamt es 1942 versteigerte? Meist wurden die Wohnungen sofort nach der Deportation versiegelt, sodass Munzel als Nutznießer wohl eher ausscheidet.

Welche Möglichkeit man auch in Betracht zieht, ein unrechtmäßiger Entzug ist mehr als wahrscheinlich. Ein stichhaltiger Beleg ist die Beschlagnahmeliste mit dem „Paket Bücher“ zwar nicht, da kein Titel festgehalten wurde. Alle Indizien deuten aber auf Klara Plaut als letzte Eigentümerin der Chronik hin.

Die einzigen nahen Verwandten und Erb*innen von Klara Plaut sind ihre Großnichten, die in Australien leben. Mehrere Kontaktversuche, die sowohl über einen entfernten Verwandten in Bargteheide als auch über den Autor liefen, blieben ohne Antwort.

Kunsthandel in jüdischem Besitz

Erwerbungen vom Antiquariat Oberdorfer in Augsburg
im Museum Hann. Münden

Es geht zum einen um eine Pergamenturkunde aus Münden über das „Haus an der Freiheit“ von 1598, zum anderen um Zinnsoldaten der Hannoverschen Armee. Die Zinnsoldaten wurden im Oktober 1935 erworben,⁵³ die Urkunde zwischen 1933–1934⁵⁴. (Abb. 4)

Josef Oberdorfer (1851, Wallerstein, Bayerisch-Schwaben – 1910, Augsburg)⁵⁵ meldete 1875 seine Kunsthandlung an,⁵⁶ die sich im Augsburger Fuggerhaus befand. Antiquitätenhandel hatte in der Familie Tradition: Auch Josefs Vater Alexander Oberdorfer war schon Antiquitätenhändler gewesen. 1879 wurde in Augsburg Josefs Sohn Alexander geboren, der zum Apotheker ausgebildet wurde und eine Zeit lang in Frankfurt am Main, Hanau und Freiberg in Sachsen in diesem Beruf arbeitete.⁵⁷ Schließlich übernahm er das väterliche Geschäft im Fuggerhaus 1924.⁵⁸ Er heiratete 1913 Hedwig Bechler aus Erfurt, die wahrscheinlich vor der Heirat zum Judentum konvertierte.⁵⁹ Am 29.8.1935 wurde Alexander Oberdorfer von der Reichskammer der bildenden Künste die Ausübung seines Geschäfts verboten, im September wurde die Verfügung allerdings ausgesetzt. Am 8.9.1937 wird die Firma Oberdorfer dann als gelöscht in der Gewerbekartei geführt.⁶⁰ 1937 ist die Arisierung des Kunsthandels in Deutschland weitgehend abgeschlossen, noch vor der allgemeinen Arisierung der Wirtschaft im Verlauf des Jahres 1939.

Alexander Oberdorfer und seine Frau Hedwig überlebten die Verfolgung und hielten sich 1946 in Friedberg bei Augsburg auf.⁶¹ 1950 eröffnete er seine Kunsthandlung erneut und setzt seine landesweite Tätigkeit fort. Für das Museum Northeim finden sich Angebotskarten von Oberdorfer bereits aus den 1920er-Jahren. In den 1950er-Jahren verkauft er wieder nach Hann. Münden und auch nach Einbeck und Lüneburg. Alexander Oberdorfer starb 1960 in Augsburg und ist auf dem Jüdischen Friedhof Haunstetter Straße begraben.⁶²

Die Kunsthandlung Oberdorfer wurde im August 1935 vorübergehend, Mitte 1937 endgültig zwangsweise geschlossen, weil der Inhaber Jude und damit von der notwendigen Betriebserlaubnis der Reichskammer ausgeschlossen war. Im Oktober 1935 erwarb das Museum Münden für 18 RM die hannoverschen Zinnsoldaten. Auch andere Museen erwarben noch Gegenstände von Oberdorfer: 1935 kaufte das Museum Bamberg fünf Grafiken, im Mai 1936 das Museum Stralsund drei Scherenschnitte.⁶³ Wie ist in dieser Hinsicht der Erwerb der Mündener Zinnsoldaten zu bewerten? Wie frei war Alexander Oberdorfer bei dem Verkauf seiner Bestände? Und welchen Zugriff hatte er auf den Erlös? Ab 1934 überwachten die Finanzämter und andere Stellen den Vermögensverkehr von Juden besonders scharf. Es verhängte z.B. Sicherheitsverfügungen bei Auslandsreisen oder geplanter Auswanderung.

Neben der Einordnung des Kaufs ist auch die Identifizierung der Hannoverschen Zinnsoldaten in der Mündener Sammlung schwierig: zwar sind Hannoversche Zinnsoldaten unter Hunderten anderer Zinnsoldaten vorhan-

den, sie tragen allerdings keine Inventarnummern am Objekt. Sie sind darüber hinaus in Spanschachteln für Zinnsoldaten der Göttinger Zinngießerei Weygang verpackt. Es ist aber möglich, dass diese Verpackung erst nachträglich erfolgt ist.

Gegenstände der organisierten Arbeiterkultur

Arbeitervereinsfahnen im Stadtmuseum Alfeld

In der Sammlung des Stadtmuseums Alfeld befinden sich vier Arbeitervereinsfahnen. Anlass zur Nachforschung gab die Zerschlagung der Arbeiterkultur und ihrer Organisationen gleich zu Beginn der NS-Diktatur auf der Grundlage der Gesetze zum Einzug kommunistischen Vermögens und zum Einzug volks- und staatsfeindlichen Vermögens im Mai und Juli 1933. Konkrete Eingangsdaten der Fahnen liegen nicht vor. (Abb. 5)

Ein umfangreicher Aktenbestand des Landratsamts Alfeld im Niedersächsischen Landesarchiv in Hannover enthält sehr viele Details zur damaligen Politik der Vermögensverwertung der Arbeiterorganisationen, deren Analyse den Kontext der Fahneneingänge zumindest etwas erhellen kann.⁶⁴ Die Geschichte der Alfelder Fahnen stellt ein differenziertes, wenn auch nicht immer eindeutiges Beispiel für die in fast jedem der untersuchten Museen vorhandenen Gegenstände der Arbeiterkultur und ihrer Provenienzen dar.

Bei der Bearbeitung ausgewählter Dokumente der Landratsamtsakten wurde deutlich, dass ein unrechtmäßiger Entzug, wie er in den vielen Fällen für ehemals jüdischen Besitz vorliegt, nicht generell für Arbeiterkulturobjekte vorausgesetzt werden kann. In den komplexen Wegen der Fahnen werden die konkurrierenden Richtlinien deutlich: Reich, Länder, Bezirke und Kommunen sowie Politik, Verwaltung und einzelne Amtsträger lagen dabei oft über Kreuz. Darüber hinaus setzte die NS-Politik ab 1934/35 in Hinsicht auf die Arbeiter-sänger durch Entgegenkommen, beispielsweise der Rückerstattung beschlag-nahmter Gegenstände, auf eine Integration in die NS-Kulturgemeinschaft. Das wird an der Fahne des Arbeitergesangvereins „Einigkeit“ Eimsen-Wettensen von 1925 im Alfelder Museum deutlich. Sie wurde im August 1933 beschlag-nahmt und im Oktober 1934 vom Fiskus an den gleichgeschalteten Männer-gesangverein Eimsen von 1862 verkauft, der die ehemaligen Arbeitersänger aufgenommen hatte.⁶⁵ In den 1970er-Jahren wurde die Fahne dann vom da-maligen Vorsitzenden dem Museum Alfeld übergeben.⁶⁶



Abb. 5 | Fahne des Arbeiter-Radfahrervereins „Freiheit“, Langenholzen, 1912 © Stadtmuseum Alfeld

Näher beleuchtet werden soll die Provenienz des Tischbanners des Arbeiterradfahrervereins „Sturmvogel“ Alfeld 1928. Es wurde laut Kassensbuch des Vereins 1929 angeschafft.⁶⁷ Bei der Beschlagnahme der Vereinsachen am 21.10.1933 war das Banner aber nicht auf der Liste der Polizei aufgeführt: „Der Rest der aufgeführten Gegenstände dürfte kaum noch aufzutreiben sein und dürfte im Verlauf der Jahre in Verlust geraten sein, da keinerlei Angaben über den Verbleib der Sachen zu erlangen sind“, so im Beschlagnahmebericht der Ortspolizei.⁶⁸ Oder wollten die verhörten Vereinsmitglieder keine Angaben machen und hatten das Banner vor der Beschlagnahme beiseite geschafft?

Mit dem Geld des Vereins ist nämlich tatsächlich so verfahren worden. Es wurde an Pfingsten 1933 bei einem großen „Familienwaldfest“ mit reichlich Essen und Trinken verprasst.⁶⁹ Aus den Landratsamtsakten Alfeld geht indirekt hervor, dass der „Sturmvogel“ aber 1933 nicht komplett verschwunden ist.

Ein Radfahrverein „Sturmvogel“ mit demselben Vorsitzenden Fritz Jakobus bestand bis zum Oktober 1937.⁷⁰ Im Dezember 1933 gehörten dem neuen Verein „Sturmvogel“ „8 bis 9 Mitglieder des ehem. Arbeiter Radfahrervereins Sturmvogel an“.⁷¹ Der Arbeiterverein wird 1933 verboten worden sein, anschließend erfolgte offenbar eine Neugründung als systemkonformer Verein.

Im Oktober 1937 wurde der „Sturmvogel“ auf Weisung der Gestapo Hildesheim schließlich verboten: Nicht, weil erneut eine Staatsfeindlichkeit unterstellt wurde, sondern als „wilder Verein“, der sich nicht dem Deutschen Reichsbund für Leibesübungen angeschlossen hatte.⁷² Im April 1938 weist der Regierungspräsident in Hildesheim den Landrat in Alfeld an, wie mit dem Vermögen der wilden Vereine zu verfahren ist: Ihr Vermögen verfällt nicht dem Staat, da keine Staatsfeindlichkeit vorliegt. Wie der Vorsitzende Jacobus der Polizei daraufhin erklärte, war der Verein schon länger nicht mehr aktiv, und es war kaum noch Vermögen vorhanden. Die Saalräder und der Bannerschrank des „Sturmvogels“ seien 1933 beschlagnahmt und an den Gastwirt Kasper verkauft worden, so Jacobus.⁷³ Das Tischbanner taucht weiterhin nirgendwo in den Akten auf.

Eine erste Spur führte allerdings zum Wohnhaus des ehemaligen Vorsitzenden Jacobus. Auf einer nicht datierten Quittung über den Verkauf des Banners an das Museum taucht der Name des Verkäufers auf.⁷⁴ Auf Nachfrage erinnerte sich der Verkäufer, dass er das Banner Ende der 1970er-Jahre in Alfeld von einer älteren Dame in der Winzenburger Straße bei Aufräumarbeiten geschenkt bekommen habe. An den Namen der Geberin konnte er sich nicht mehr erinnern, ihre Nichte habe allerdings Ortrud geheißen.⁷⁵ Das Alfelder Adressbuch führt unter der Winzenburger Straße 27, dem ehemaligen Wohnhaus des Sturmvogel-Vorsitzenden Jacobus, die Familie Marie, Ortrud und Walter Greiner auf. Das Banner ist anscheinend im Haus des Vereinsvorsitzenden verblieben und wurde später verschenkt und dann verkauft. Ein unrechtmäßiger Entzug kann also ausgeschlossen werden.

Durch die Analyse weitere Beschlagnahmeakten von Arbeitervereinsgegenständen⁷⁶ wird eine große Bandbreite weiterer Verwertungswege sichtbar:

- Rückgabe oder Rückkauf durch die gleichgeschalteten Vereine von Polizei oder Fiskus
- Verschleppen der Verwertung, teils wegen Nichtverwertbarkeit
- Vergessen der beschlagnahmten Fahnen an marginalen Orten durch Ortspolizei bzw. Bürgermeister

- Verschenken durch Vereine als Verhinderung der Beschlagnahme
- Verstecken durch die Vereine
- Öffentliche Verbrennung durch NS-Organen
- Vernichtung der Fahnen durch Verwertung der NS-Volkswohlfahrt (Stoffe, Goldborten etc.)

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Jörg Wegner in seiner Studie zur Arbeitermusikbewegung im Nationalsozialismus.⁷⁷ Er benennt auch die aus den Quellen heraus kaum mögliche Unterscheidung zwischen Gleichschaltung und Verbot, die die vorliegende Analyse ebenfalls erschwert. Diese Unterscheidung ist in Hinsicht auf die ethische und rechtliche Bewertung von Provenienzen aber nicht unerheblich. Wegner schreibt: *„Diese Abwicklung bewegte sich zwischen den Formen der „Gleichschaltung“ und des Verbotes, wobei beide Arten der Bekämpfung des politischen Gegners oftmals kaum zu unterscheiden sein werden und ineinander übergriffen.“*⁷⁸

Welche Implikationen haben diese Erkenntnisse für die praktische Provenienzforschung? Die Auswertung der jeweiligen Vereinsgeschichte einschließlich der Vermögensverwertung kann auf lokaler Ebene und für einzelne Objektprovenienzen für mehr Klarheit sorgen. Eine generalisierende Bewertung kann nicht getroffen werden. Gegenstand der Provenienzforschung sollten Objekte der Arbeiterkultur auf jeden Fall sein, um einen unrechtmäßigen Eingang ausschließen zu können. Darüber hinaus ist im kollektiven Gedächtnis die zahlenmäßig stärkste republikanische und demokratische Bewegung in der Zwischenkriegszeit kaum präsent. Für eine Vermittlung von Demokratiegeschichte bieten sich diese Objekte und ihre Provenienzen daher besonders an.

Erwerbungen durch NS-Organen

Wohnungseinrichtungen und Webereigerät
im Heimatmuseum Duderstadt

Der Erwerb ganzer Wohnungseinrichtungen durch das Heimatmuseum Duderstadt in den Jahren 1937–1939 warf beim Erstcheck Fragen auf. Handelt es sich um unproblematische Nachlässe von Verstorbenen – oder stammen sie aus einem Unrechtskontext? Was wollte das Museum mit Matratzen, Stehlampen und Klosettutensilien anfangen? Zeitgleich mit diesem Konvolut wurde eine Reihe Web- und Spinngeräte aus den Arbeitslagern Langenhagen

und Immingerode und von der NS-Bauernschaft und NS-Amtsträgern erworben. Was für Arbeitslager waren das?

Im Lauf der Forschung wurde der Kontext dieser fragwürdigen Erwerbungen deutlicher: 1937 wurde am Museum eine Webschule eingerichtet, die musealen und auch politischen Zielen diente. Für deren Aufenthaltsräume wurden die Wohnungseinrichtungsgegenstände angeschafft. Sie wurden im Bericht an die Staatliche Museumspflege als „Inventar der Webschule“ aufgeführt.⁷⁹ Diese Gegenstände sind heute nicht mehr in der Sammlung vorhanden. Zum einen sind sie als Leihgaben von Gustav Gerlach, dem Vater der Museumsleiterin Clara Gerlach, wieder zurückgefordert, zum anderen waren sie zum Gebrauch bestimmt und wurden daher wahrscheinlich nicht mit Inventarnummern versehen und verschlissen. Falls sie doch mit den damals im Duderstädter Museum üblichen Klebeetiketten versehen waren, sind diese mit der Zeit verloren gegangen. Ein Teil der Gegenstände wurde auch in den örtlichen Geschäften gekauft, wie sich zeigte. Wie die Provenienzen des Gros der Wohnungseinrichtungsgegenstände im Vorlauf aussahen, konnte nicht festgestellt werden. Ein unrechtmäßiger Erwerb kann demnach nicht vollständig ausgeschlossen werden.

Für die Webstube wurden fünf Webstühle sowie Spinnräder, Hecheln und Garnwinden angeschafft. Die Webstühle stammten aus den Lagern des Reichsarbeitsdienstes (RAD) für Frauen – in der Inventarkartei „Arbeitslager“ genannt –, sowie der NS-Bauernschaft, von Gräfin Stolberg, der Leiterin der Webschule und Auguste Hackethal, der Leiterin der NS-Frauenschaft. Heute sind noch mindestens zwei Webstühle in der Sammlung vorhanden. Sie tragen allerdings keine alten Inventarnummern und sind daher nicht zuweisbar. Das gleiche gilt für den Bestand an Spinngeräten.

Über den historischen und kulturpolitischen Kontext der Webschule ließ sich mehr herausfinden: Unter der Leitung der Gräfin Stolberg sollte im Einklang mit der NS-Kultur- und Wirtschaftspolitik das Webhandwerk gelehrt werden.⁸⁰ Eröffnet wurde die Schule im Februar 1938.⁸¹ Wirtschaftliche Autarkie, völkische Mode und ein auf Sitte und Brauchtum reduziertes Frauenbild waren bei der Etablierung des Vorbilds, der Reichswebschule in Bückeberg, die Ziele.⁸² Die Nationalsozialisten versuchten auch, die völkische Ideologie durch die Einführung von Trachten zu untermauern, die sie als traditionell und ursprünglich ausgaben. In der Webschule Duderstadt sollten Stoffe für diese Trachten hergestellt werden. Im dortigen Museum wurden Bestandteile der traditionellen, um 1900 aus der Mode gekommenen Obernfelder⁸³ Tracht zu einer neuen Tracht zusammengestellt. Besonders deutlich wird der Prozess

der Neuerfindung dieser Tradition darin, dass Trachten entworfen und anschließend durch Sabine von Loesch in Kammerswaldau (Schlesien) überarbeitet wurden. Abschließend gab Hildegard von Rheden, Mitinitiatorin des Reichserntedankfests am Bückeberg und Ehefrau des Landesbauernführers Hartwig von Rheden, das Placet für die neue alte Eichsfelder Tracht.⁸⁴ Das erste Mal wurden diese Trachten auf dem Reichserntedankfest am Bückeberg getragen.⁸⁵ Volksfeste, die vom Museumsverein Duderstadt in Obernfeld organisiert wurden, sollten das Tragen der Tracht und die Wiederbelebung alter Tänze und Handwerke auch lokal populär machen.⁸⁶

Das Weben als Teil der NS-Frauen- und Kulturpolitik im Eichsfeld ist zunächst in den RAD-Arbeitslagern praktiziert worden.⁸⁷ Das RAD-Lager Langenhagen für die „Maiden“ im Reichsarbeitsdienst wurde am 1. April 1936 in einer stillgelegten Zigarrenfabrik eingerichtet.⁸⁸ Es bestand, ebenso wie das Lager in Immingerode, noch im Juni 1937.⁸⁹ Möglicherweise wurde nach Auflösung der RAD-Lager das Webinventar an die Webschule übergeben.

NS-Frauenschaftsleiterin Hackethal, die dem Museum ebenfalls einen Webstuhl zur Verfügung stellte, warb im Eichsfelder Tagblatt für die Teilnahme an den Webkursen:

„Wenn im nächsten Winter hier Webkurse abgehalten werden, dann sollten doch alle unsere Jungmädel daran teilnehmen. Es ist doch ein großer Stolz eines jeden Mädels, wenn es sagen kann, dieses Kleid, das ich trage, ist aus dem Hofe herausgewachsen. Wolle von unseren Schafen, Leinen von unserem Flachs, von unserem Lande. Wir danken dem Schöpfer, dass er uns in größter Not den Mann geschickt hat, der das Schicksal des deutschen Volkes zum Guten gewendet hat. Wir Landfrauen wollen gern und freudig die Aufgaben erfüllen, die uns der Führer gestellt hat. Freudige und dankbare Mitarbeiter wollen wir sein im Reiche Adolf Hitlers!“⁹⁰

Die NS-Frauenschaften, die Bauernschaften und der RAD waren integrale Bestandteile des NS-Staats. Von ihnen kamen sowohl die Webgeräte als auch das Personal der Webschule. Vermutlich wurden die damals schon außer Gebrauch gewesenen Web- und Spinngeräte direkt von der Landbevölkerung an die Bauernschaft und die RAD-Lager gegeben. Komplexere Handels- oder Verbringungswege scheiden hier wahrscheinlich auch aufgrund des geringen Kunst- und Marktwerts der Gegenstände aus, sodass ein unrechtmäßiger Entzug wenig wahrscheinlich ist.

Die Webschule schloss schon Anfang Mai 1938 wegen des Wegzugs der Gräfin Stolberg wieder ihre Räume. Im Winter 1938–1939 wurden durch Auguste Hackethal noch einmal Kurse durchgeführt. In einem Zeitungsaufruf zur Eröffnung klang bereits ein gewisser Druck an, teilzunehmen.⁹¹ Womöglich

gab es von Anfang an nicht genug Frauen, die die Aktivitäten mittragen wollten. Möglicherweise war der freiwillige Einsatz für altes Handwerk und Tracht im Museum – im Gegensatz zum Pflichteinsatz der Arbeitsmädchen in den RAD-Lagern – nicht so groß, wie es sich die exponierten NS-Kulturpolitikerinnen vorgestellt hatten. Ob der bald darauf beginnende Krieg, die fehlende Kursleitung oder schlicht das fehlende Interesse eine größere Rolle beim schnellen Ende der Museumswebschule spielte, muss offenbleiben.

Erwerbungen auf Auktionen im Heimatmuseum Duderstadt

Auktionen stellen für die Klärung von Provenienzen eine Herausforderung dar, da die Einlieferer meist unbekannt bleiben. Durch Auktionen während der NS-Zeit kamen gut Hundert Objekte in das Duderstädter Museum. Wurden die Gegenstände freiwillig zur Versteigerung gegeben oder handelt es sich um Besitz von NS-Verfolgten? Beispielsweise wurden bei einer anonymen Auktion im Jahr 1933 hochwertige Antiquitäten wie ein Kleiderschrank aus dem 17. Jh. für einen auffällig geringen Preis (4 RM) erworben. Die Zahl der Auktionen mit geplündertem Kultur- und vor allem Alltagsgut von Juden in Deutschland und den besetzten westlichen Ländern wächst in den späteren Jahren der NS-Zeit stark an, besonders nach der Deportation und der Beschlagnahme des Resteigentums. Dies spricht zunächst gegen einen Anfangsverdacht die Duderstädter Auktion 1933 betreffend.

Die Aktivität eines Auktionators in Duderstadt, der auch schon vor den Deportationen in den Handel mit enteignetem jüdischem Kulturgut verstrickt war, machte weitere Nachforschungen zu den Umständen der Duderstädter Auktionen nötig. Emil Backhaus, der in Hannover mit Antiquitäten handelte, wurde 1936 von der Reichskammer für bildende Künste und dem Regierungspräsidenten in Hildesheim als „Versteigerer von Kulturgut“ in Duderstadt eingesetzt.⁹² In Hannover versteigerte er im Auftrag von Zoll- und Devisenstellen sowie dem Finanzamt beschlagnahmte Gegenstände aus dem Auswanderungsgepäck oder dem Resteigentum von Juden. In einem Schreiben zu Backhaus' Einsetzung in Duderstadt 1936 wurde auch darauf Bezug genommen, dass das Heimatmuseum im Fall von Auktionen als Hauptinteressent berücksichtigt werden sollte.⁹³

Während der Tiefenforschung konnte letztlich keine Aktivität von Backhaus in Duderstadt festgestellt werden. Ein großer Teil der bei den Auktionen in der

NS-Zeit erstandenen Gegenstände, unter denen auch viele alltagskulturelle Gegenstände waren, sind heute nicht mehr vorhanden. Einige der untersuchten Auktionen dienten unproblematischen Nachlassauflösungen. Bei den übrigen Auktionen bleiben Einlieferer, Auktionator und weitere Umstände aufgrund mangelnder Quellen unklar.

Ethnografika aus kolonialen und postkolonialen Zusammenhängen in den Museen Alfeld und Uslar

Im Zuge des Erstchecks wurden in den Inventarbüchern von fünf der neun untersuchten Museen Eingänge von Ethnografika festgestellt. In den Museen Uslar und Alfeld sind diese außereuropäischen Objekte noch vorhanden, in den anderen drei Museen – Einbeck⁹⁴, Hann. Münden⁹⁵ und Duderstadt⁹⁶ – wurden sie abgegeben oder sind abhandengekommen.

In Alfeld befinden sich ca. 110 ethnografische Objekte im Magazin des Museums. Der Bestand der südamerikanischen Ethnografika konnte im Ansatz schon beforscht werden, da der Sammler bekannt ist: Alfred Glenewinkel (Alfeld 1900–1996 ebd.) erwarb Federarbeiten, Waffen und Körbe in den 1960er-Jahren in Amazonien. Glenewinkel begann vor dem 2. Weltkrieg als Arbeiter in der Alfelder Tierhandelsfirma Ruhe, reiste bald mit den Tiertransporten um die Welt und wurde in den 1960er-Jahren Zoodirektor in Gelsenkirchen.⁹⁷ Dort veranstaltete er 1966 auch eine Völkerkunde-Schau zum Amazonas, für die er im Jahr zuvor in Brasilien Objekte gesammelt hatte.⁹⁸ Während dieser Sammelreise lernte Glenewinkel in Recife zufällig den deutsch-brasilianischen Ethnologen und Missionar Protasio Friel kennen. 1964 bis 1965 unternahm Friel längere Sammelreisen zu den Tiriyó⁹⁹ in der Serra Tumucumaque zwischen Brasilien, Surinam und Französisch-Guyana. Dort sammelte er Objekte für die Ethnologischen Museen Wien, München, Köln, Hannover, Hamburg, Lübeck, Kopenhagen und Göteborg.¹⁰⁰ Glenewinkel flog mit Protasio Friel in das Gebiet der Tiriyó, von wo er „mit ethnographisch wertvollen, hochinteressanten Utensilien an Schmuck und Gebrauchsgegenständen der Tyrio-Indianer“ für die Amazonas-Schau in Gelsenkirchen zurückkehrte.¹⁰¹ In der Alfelder Sammlung können ein Flechtkorb und eine Federkrone sicher den Tiriyó zugeordnet werden. Eines der beeindruckendsten Stücke ist ein *krokoti* der Kayapó am Rio Xingu in Brasilien: ein Kopfschmuck, der zu Festen und Tänzen meist von Frauen getragen wurde.¹⁰² (Abb. 6)

Glenewinkel hat eine Autobiografie hinterlassen, in der er die Stationen seiner Reisen und gelegentlich auch Personen und Sammlungsumstände erwähnt, die für die weitere Forschung sehr nützlich sein werden. Darin berichtet er z.B. von Waffenbeute während einer Tierhandelsreise in Abessinien oder der Schwierigkeit, die Ausfuhrbeschränkungen für indianische Waffen und Schrumpfköpfe aus Südamerika zu umgehen.¹⁰³

Neben dem Glenewinkel-Bestand sind noch Dutzende weitere Objekte vorhanden, deren Provenienz bisher gänzlich unklar war. Anhand stilistischer und technischer Merkmale wurde eine erste grobe Zuordnung vorgenommen.

Auf der Gazelle-Halbinsel von Neubritannien – ehemals Neupommern – wurde eine Zeremonialaxt (*pem*) der Tolai gesammelt. Diese Objekte wurden dort als *pokopoko*, als heilige Objekte betrachtet. Hergestellt wurden sie aus Hartholz und waren in Totenzeremonien für die gesellschaftliche Elite in Gebrauch. Bei dem Alfelder Exemplar fehlt allerdings das eiserne Axtblatt.

Vom Festland Papua-Neuguineas, wahrscheinlich aus dem Mündungsgebiet des Sepik, stammt eine Sanduhrtrommel oder *kundu* auf Pidgin. *Kundu* aus dem Inland werden meist ohne Griff hergestellt und an einer Schnur getragen. An dem Alfelder Exemplar fehlt die Bespannung aus Waran- oder Schlangenhaut und auch der Korpus ist ziemlich beschädigt.

Ebenfalls vom Festland, möglicherweise aus der Region um Aitape in Nord-Papua (früher Berlinhafen), kommt ein Tauschobjekt mit drei Conusmuschelringen und Nassa-Muschelbesatz. Der *wawapu*, ein Brustschmuck aus Eberzähnen, Nassa-Muscheln und Samenkörnern, wurde auch in der Region um Aitape hergestellt.

Kamen die Objekte aus Papua möglicherweise über Otto Hollborn, Kolonialbeamter aus Alfeld, in die Sammlung? Ein Hinweis darauf kommt aus dem Sammlungskontext der im Museum Uslar befindlichen ca. 30 Ethnografika. Die aus der Inselwelt vor Papua-Neuguinea stammenden Ethnografika in Uslar wurden vom Kolonialsekretär Rudolf Brauckmann gesammelt. Brauckmann wurde 1910 zusammen mit Otto Hollborn aus Alfeld im Karolinen-Archipel bei einem Aufstand der einheimischen Bevölkerung getötet.¹⁰⁴

Die Zusammenhänge der Alfelder Ethnografika mit dem Tierhandel und Kolonialbeamten als Sammler soll künftig im Rahmen eines Verbundvorhabens der Universität Göttingen mit dem Alfelder Museum mit Mitteln des Deutschen Zentrums Kulturgutverluste näher untersucht werden.





Abb. 6 | Federschmuck (krokoti) der Kayapó, Brasilien, 1965 erworben von Alfred Glenewinkel
© Stadt- und Tiermuseum Alfeld

Sensible Objekte – der Schädel einer indigenen Frau aus Australien im Museum Alfeld

Im Stadtmuseum Alfeld, genauer im Magazinbestand der Stadtarchäologie, wurde der Schädel einer indigenen Frau aus Australien identifiziert. Seine historische Funktion, bevor er ein Museumsobjekt wurde, ist nicht bekannt. Wie kann damit umgegangen werden? Und wie ist der Schädel heute systematisch einzuordnen? Da es sich um den Überrest einer Person handelt, wäre die Einordnung als außereuropäisches Artefakt falsch und unangemessen. Vielmehr kann man hier von einem sensiblen Objekt sprechen. Die Forderungen aus den Herkunftsgesellschaften nach einem respektvollen Umgang mit den Überresten ihrer Vorfahren bzw. nach deren Rückgabe finden mittlerweile auch in Europa Gehör. Als besonders sensibel werden in der aktuellen Diskussion menschliche Überreste oder auch religiös aufgeladene Gegenstände und Objekte aus rassenkundlichen Kontexten verstanden.¹⁰⁵

Der erste Hinweis auf das Vorhandensein des Schädels stammt aus dem Stadtarchiv. In einem Schreiben vom Juni 1945 korrespondiert Museumsleiter Barner mit einem Fräulein Teege über den Verbleib eines „Negerschädels“.¹⁰⁶ Dieser stammte aus dem Nachlass von Alois Brandmüller aus Alfeld. Brandmüller war Lehrer, Tierpräparator und der Gründer des Tiermuseums am Stadtmuseum Alfeld. Fräulein Teege, wahrscheinlich die Haushälterin Brandmüllers, hatte ihn nach seinem Tod 1939 beerbt und den Schädel an das Museum verkauft.

Nachgesucht wurde aufgrund dieses Schreibens im Bestand menschlicher Knochenfunde im Magazin der Stadtarchäologie. Dort konnte dann auch ein Schädel mit außereuropäischer Herkunft identifiziert werden: einer der sieben dortigen Schädel trägt handschriftlich auf der Stirn den rassenkundlichen Terminus „Austral-Neger“. Daneben weist er auf den Schädelpartien die jeweiligen anatomischen Termini auf. Womöglich wurde der Schädel im Naturkunde- oder Anatomieunterricht eingesetzt.

In einer Grabrede zu Brandmüllers 100. Geburtstag 1967 wurde dieser als weitgereist beschrieben: *„Auf weiten Reisen, von denen er lebendig berichten konnte, hatte er den Blick für die Fremde, aber vor allem für ihre Tierwelt geschult“*.¹⁰⁷ Besonders die Tierpräparate aus Afrika und Australien werden in der Rede als besonders und selten hervorgehoben. Brandmüllers Reisen führten ihn vorwiegend nach Afrika, von Reisen nach Australien ist bis dato nichts bekannt.

Eine Zuordnung des im Schreiben genannten Schädels zu dem vorliegenden Fund ist nicht ganz sicher, da weitere Identifikationsmerkmale fehlen. Eine kursorische anthropologische Voruntersuchung ordnete den Schädel aber tatsächlich einer indigenen australischen Frau zu. Hat Brandmüller den Schädel selbst im Ausland erworben? Oder kam er aus dem Kontext des Alfelder Tierhandels in die Sammlung? Die weitere Erforschung der Provenienz ist in Planung. Die Meldung des Fundes an die zuständigen Stellen der Australischen Regierung ist erfolgt und dem Museum ist daran gelegen, den Schädel an seinen Herkunftsort zurückzuführen.

„Gedenke deiner Freundin Grete“

Eine Haarlocke im Stadtarchiv Einbeck

Im Stadtarchiv Einbeck befindet sich ein weiteres sensibles Objekt. Es handelt sich um einen Briefumschlag, in dem sich die Fotografie einer jungen Frau sowie eine blonde Haarlocke befinden. Auf der Rückseite der Fotografie ist handschriftlich vermerkt: *„Gedenke deiner Freundin Grete Winter“*.

Der Umschlag fand sich im Archivbestand Kaiser, der ursprünglich wegen einer Frage zu den Einbecker Freimaurern gesichtet wurde. In dem Zug fiel der Name Grete Winter auf der Fotografie auf. Eine Woche zuvor hatte Margit Ballin aus Tel Aviv in einem Interview zu dem Silberlöffel ihres Großonkels im Museum Duderstadt von ihrer Großmutter Grete Winter aus Einbeck erzählt. (Abb. 7)

Sophie Winter, genannt Grete, wurde 1903 in Einbeck geboren. Sie heiratete 1923 Kurt Ballin und zog mit ihm in dessen Heimatstadt Duderstadt.¹⁰⁸ Im März 1934 verzogen die beiden mit ihren Kindern Rolf und Ruth nach Nordhausen in Thüringen.¹⁰⁹ Nach der Pogromnacht wurde Kurt Ballin im KZ Buchenwald inhaftiert und kam einige Zeit später unter der Bedingung, das Land sofort zu verlassen, frei.¹¹⁰ Er floh nach England, wo er 1944 verstarb.¹¹¹ Rolf konnte mit seiner Tante Else Winter aus Einbeck nach Palästina fliehen. Der Neuanfang dort war für sie außerordentlich schwierig. Ohne Sprachkenntnisse konnte Rolf dem Schulunterricht kaum folgen. Er ging von der Schule ab und begann mit 14 Jahren eine Mechanikerlehre. Seine Tante Else betrieb auf der Dizengoff Street in Tel Aviv einen Lebensmittelladen. Die kinderlose Tante ersetzte Rolf die Mutter; beide hatten alle Verwandten in Deutschland zurückgelassen.¹¹² Rolfs Mutter Grete und seine Schwester Ruth blieben zurück



Abb. 7 | Foto von Grete Winter und eine Haarlocke im Briefumschlag, um 1915, aus dem Nachlass der Familie Kaiser/Töpke © Stadtarchiv Einbeck

und wurden am 10. Mai 1942 in das Lager Belzec bei Lublin deportiert und haben nicht überlebt.¹¹³ Nach dem Krieg besuchten Rolf Ballin und seine Tante mehrmals Einbeck und Duderstadt. Nach dem erlittenen Verlust von Familie und Heimat konnte Rolf Ballin in Israel nie ganz heimisch werden, berichtete seine Tochter Margit.¹¹⁴

In dem Archivbestand Kaiser fanden sich weitere Dokumente der Familie Winter, deren Bekleidungsgeschäft direkt gegenüber der Eisenwarenhandlung Kaiser in der Marktstraße lag. Grete Winter und ihre Schwestern Else und Irma wohnten dort mit ihren Eltern Sally und Lina Winter. Es fanden sich auch Visitenkarten von Grete und ihren beiden Schwestern als auch eine Postkarte von Grete an Alma Kaiser. Darüber hinaus besuchten Alma Kaiser und Grete zusammen die Cäcilien-Schule in Einbeck. Bei der Haarlocke handelt es sich sicher um ein zeittypisches Geschenk unter den Freundinnen Grete und Alma. Ein Unrechtskontext beim Erwerb im Bestand Kaiser besteht allen vorliegenden Erkenntnissen nach nicht.

Vor dem Hintergrund des Schicksals von Grete Winter sollte die Haarlocke als ein sensibles Objekt betrachtet werden. Margit Ballin und ihre Tochter wurden von dem Fund unterrichtet und waren sehr bewegt. Sie sprechen sich dafür aus, dass die Locke und das Foto bis auf Weiteres im Archiv bleiben.

Wie kann mit dem Objekt in Zukunft umgegangen werden? Ist es eher eine Archivalie oder ein Museumsgegenstand? Ist es ein Zeugnis für den Freundschaftskult kurz nach 1900 oder für den Massenmord an den Juden? Kann man das letzte physische Überbleibsel einer Person, die wahrscheinlich nirgendwo ein Grab hat, ausstellen? Und was würde man damit erreichen wollen? Wäre das nicht Voyeurismus? Oder nötiger und deutlicher Fingerzeig auf das Schicksal jüdischer Deutscher in der NS-Zeit?

Welche Geschichte können und sollen also Objekte wie die hier dargestellten erzählen? Und wie können und sollen Nachfahren und heutige Repräsentanten der ehemals Verfolgten in solche Erwägungen einbezogen werden?



- 1 Ottersen, Frido und Glende, Werner: Von der wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus. In: Freimaurerloge Georg zu den Drei Säulen in Einbeck (Hg.). 200 Jahre Georg zu den Drei Säulen 1797–1997. Einbeck o. J. S. 62.
- 2 Ebd., S. 64.
- 3 Ordner Altersheim der Freimaurer St. Johannis, Stadtarchiv Einbeck.
- 4 Ebd., S. 54.
- 5 Lt. Aussage Ina Gravenkamp, Museumsleiterin Alfeld im Nov. 2018.
- 6 Eintrag unter L301a in das Inventarbuch des Stadtmuseums Alfeld, Stadtarchiv Alfeld.
- 7 Schreiben Ordensmeister Kappey, 2.5.1933, an den Ordensgroßmeister Feistkorn der Großloge Deutsch-Christlicher Orden zur Freundschaft, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin, FM, 5.2. A 3.
- 8 Lt. Aussage Ina Gravenkamp, Museumsleiterin Alfeld im Nov. 2018.
- 9 Schwartz, Johannes: Was ist Provenienzforschung? Die Washingtoner Prinzipien, ihre Umsetzung in Deutschland und Forschungen in der Landeshauptstadt Hannover. In: Museum August Kestner, Johannes Schwartz, Simone Vogt (Hg.): Spuren der NS-Verfolgung. Provenienzforschung in den kulturhistorischen Sammlungen der Stadt Hannover. Köln 2019. S. 25.
- 10 Ein Exemplar wurde im August 2019 von Werner Dreyer, Alfeld, an das Stadtarchiv Alfeld abgegeben.
- 11 Interview mit Werner Dreyer, Alfeld, am 19.8.2019.
- 12 Ebd.
- 13 Das Fragment enthält Paraschat Bereshit 47–49.
- 14 Stadtarchiv Duderstadt: „Brwzeychen-Register“, Laufzeit 1556–1566, Sign. DUD 1 Nr. 3227; „Vogedye-Register“, Laufzeit 1499–1551, Sign. AB 8103.
- 15 Obenaus, Herbert et al.: Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen; Bd. 1. Göttingen 2005. S. 499.
- 16 Schriften oder Gegenstände, die das Tetragramm, den hebräischen Gottesnamen, tragen, dürfen nach frommer religiöser nicht profaniert werden. Daher werden sie nach dem Ende des Gebrauchs entweder auf einem jüdischen Friedhof bestattet oder in einem rituellen Depot (hebräisch *geniza* oder jiddisch *sheymes*) abgelegt. Siehe dazu: Bloch, Joshua: The People of the Book – On the Love, Care and Use of Books among the Jews. In: Berlin, C. (Hg.): Hebrew Printing and Bibliography. Studies by Joshua Bloch and Others. New York 1976. S. 158–198.
- 17 Lehnardt, Andreas: Die Kasseler Talmudfragmente. Kassel 2007. S. 25.
- 18 Die Duderstädter Fragmente wurden in das bundesweite Verzeichnis hebräischer Fragmente aufgenommen, das im Rahmen des Projekts Genizat Germania an der Universität Mainz von Prof. Andreas Lehnardt erstellt wird.
- 19 Inventarverzeichnis III des StadtMuseums Einbeck, Inv.Nr. A11674.
- 20 Stadtarchiv Einbeck, BXIV Nr. 107, „Die Reklamation der israelitischen Gemeinde zu Einbeck wegen zu hoher Beiträge zur Konsistorialsteuer, 1810–1811“.
- 21 Ebd.
- 22 Niedersächsisches Landesarchiv, Hannover (NLA HA), Sign. Nds. 110W Acc. 31/99, Nr. 202303, „Jewish Trust Corporation for Germany, Synagoge Einbeck“.
- 23 Friedrich (Fritz) Lambrecht hatte am Tag nach dem Pogrom eine hebräische Schriftrolle im SS-Sturm-lokal Dörries in Besitz genommen, die er später wieder an Unbekannt abgeben musste (Wittrock, Christine:

- Die Geschichte der Stadt Einbeck mit dem Blick von unten 1900–1950. Bonn 2012. S. 175. Wittrock bezieht für die Ereignisse in der Pogromnacht auf die Akten im NLA HA Nds. 721 Göttingen Acc. 36/62 Nr. 12).
- 24 Stadttarchiv Einbeck, Bestand Georg Ernst, Order Heimatpflege, Mappe „Eine offene Frage“, Bericht „Das Einbecker Heimatmuseum und Otto Fahlbusch“, S. 3 (Autor Georg Ernst?, nach 1954).
- 25 Stellmachermeister Lambrecht gab 1929 an die Sammlung: *1 franz. Gewehr, 2 Pulverhörner, 1 Reiterpistole, 1 kleine Pistole, eiserne Kanonenkugel, Türschild aus Messing, Modell zum Gießen von Tonpfeifen, Amtsdienerschild Amt Einbeck* (12. Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck und Umgebung (Hg.). Einbeck 1929. S. 6–8). 1937 übergab Lambrecht dem Museum dann verschiedene Handwerksgegenstände (17. Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck und Umgebung (Hg.). Einbeck 1936–1937. S. 8).
- 26 Schäfer-Richter, Uta und Klein, Jörg: Die jüdischen Bürger im Kreis Göttingen 1933–1945. Göttingen 1993 (2. Aufl.). S. 147–150.
- 27 Ebd.
- 28 Liste der Neueingänge des Heimatmuseums Duderstadt an die Staatliche Museumspflege 1933, NLA Nds. 401 Acc. 2015/69 Nr. 29.
- 29 Gästebuch, geführt ab 1931, Archiv des Heimatmuseums Duderstadt.
- 30 Heiratsregister der Berliner Standesämter 1874–1920. Landesarchiv, Berlin. Online auf Ancestry: <https://search.ancestry.de>, Zugriff 24.5.2018.
- 31 Rio de Janeiro, Brasilien, Einwanderungskarten, 1900–1965. Online auf Ancestry: <https://search.ancestry.de>, Zugriff 18.5.2018.
- 32 Email von Megan Lewis am 20.4.2019, Kontaktperson zu Howard Ballin am United States Holocaust Memorial Museum in Washington DC.
- 33 Interview mit Margit Ballin und ihrer Tochter Karen am 6.6.2019 in Berlin.
- 34 Am 21. Februar 1939 wurde die „Dritte Anordnung auf Grund der Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden“ (RGBl. 1939 I, S. 282) erlassen, die bei Strafandrohung verfügte, dass alle Juden Edelmetalle, Schmuck und Kunstgegenstände innerhalb von zwei Wochen an kommunale oder staatliche Stellen gegen eine Entschädigung in Höhe eines Bruchteils ihres Werts abliefern mussten. Für Silbergegenstände wurde nur etwa ein Zehntel des Materialwerts erstattet. Durch RGBl 1939 I, S. 387 wurde die Frist auf den 31. März 1939 verlängert.
- 35 Museum Kunst und Gewerbe Hamburg (Hg.): Raubkunst? Silber aus ehemals jüdischem Besitz – wie gehen Museen damit um? Hamburg 2016.
- 36 Interview mit Margit Ballin und ihrer Tochter Karen am 6.6.2019 in Berlin.
- 37 Gelderblom, Bernhard: Die Juden in den Dörfern des Fleckens Salzhemmendorf. Holzminden 2013. S. 131–133.
- 38 Kaufvertrag des Plaut’schen Hauses, Notar Wilhelm Mayer in Lauenstein, verhandelt am 19.2.1939, NLA HA. Hann. 210 Acc. 2004/025 Nr. 327
- 39 Schreiben Finanzamt Hameln, 2.6.1942, NLA HA Nds. 225 Hameln Acc. 44/99 Nr. 97/97/1.
- 40 Verzeichnis der sichergestellten jüdischen Vermögenswerte der Jüdin Klara Sara Plaut, Schreiben des Gendarmerie-Einzelposten Hemmendorf an den Landrat in Hameln, 20.2.1942, NLA HA Nds. 225 Hameln. Acc. 44/99 Nr. 97/97/1, Blatt 14.
- 41 Schreiben Finanzamt Hameln an die Dienststelle zur Einziehung von Vermögenswerten, 27.7.1942, NLA HA Nds. 225 Hameln Acc. 44/99 Nr. 97/97/1.

- 42 In Garbes charakteristischer Handschrift widmete er Museumsleiter Barner 1940 das Buch „*Deutsche Soldatenmale*“, das sich in der Alfelder Museumsbibliothek erhalten hat (Signatur 9 – E 24). Garbe schrieb: „*Meinem lb. Freund W. Barner zugeeignet. Hemmendorf, Weihnachten 1940*“. Auch nach dem Krieg war Garbe in Hemmendorf wohnhaft. Bei der Durchsicht des Aktenbestands NLA HA V.V.P.17Nr.1026 schlug Garbe Barner 1957 für das Bundesverdienstkreuz vor. Absender Wilhelm Garbe, Lehrer, Hemmendorf.
- 43 Archiv Region Hannover (ARH), Sammlung Homeyer, Nr. 161, Karte Emil Plaut, Abschrift aus dem Melderegister der Stadt Barsinghausen.
- 44 Auf dem jüdischen Friedhof Rodenberg sind neun weitere Personen mit dem Namen Plaut begraben. Die frühesten Daten sind von Jente bat Schlomo ben Nathan Plaut (geb. 16. Mai 1790 in Apelern) und Schlomo ben Nathan Plaut (6.6.1801, Apelern – 4. März 1878, Apelern) überliefert. Quelle: Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland. Sammlungen: Friedhofsdokumentation: Niedersachsen. Jüdischer Friedhof Rodenberg. Belegungsliste erstellt von Charles Sonnenborn: <https://www.uni-heidelberg.de/institute/sonst/aj/FRIEDHOF/NIEDERSA/PROJEKTE/sonne.html>, Zugriff 11.1.2019.
- 45 Vermögenserklärung Klara Plaut vom 31.3.1939 (Jahr unsicher, da nicht angeben), NLA HA Nds. 225 Hameln Acc. 44/99 Nr. 97/97/1.
- 46 Schreiben Klara Plaut an den Oberfinanzpräsidenten Hannover, 25.11.1939, NLA HA Hann. 210 Acc. 2004/025 Nr. 327, Blatt 27.
- 47 Mithoff, Adolf: Chronik der Stadt Rodenberg von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Rodenberg – Nenndorf 1912. S. 470–471.
- 48 Obenaus, Herbert et al.: Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen, Bd.II. Göttingen 2005. S. 1343.
- 49 Attest Dr. Josef Loewenstein vom 17.1.1939, Israelitisches Krankenhaus Hannover, NLA HA Nds. 225 Hameln Acc. 44/ 99 Nr. 97/97/1.
- 50 Gelderblom, Bernhard: Die Juden in den Dörfern des Fleckens Salzhemmendorf. Holzminden 2013. S. 133.
- 51 Stadtmuseum Alfeld, Magazin Stadtarchäologie. Karton: Hemendorf, Hof Munzel.
- 52 Barner, Wilhelm: Bauopfer und Hausschutzzauber im Land zwischen Hildesheimer Wald und Ith. In: Niedersachsen. Zeitschrift für Heimat und Kultur, 68./69.Jhrg., 1968/1969. S. 236–266.
- 53 Stadtarchiv Hann. Münden, Museumsakten, NR 4024.
- 54 Archiv des Museums Hann. Münden, Ordner Museum I.
- 55 Stadtarchiv Augsburg, Einwohneramt, Meldebögen Augsburg, Familienbogen Oberdorfer.
- 56 Ebd.
- 57 Ebd.
- 58 Stadtarchiv Augsburg, Gewerbekartei Augsburg II, Firma Josef Oberdorfer.
- 59 Hedwig Oberdorfer, geb. Bechler (21.11.1887 in Erfurt – 21.11.1954 in Augsburg) wird in der Meldekartei als „israelitischer“ Religion geführt (Stadtarchiv Augsburg, Einwohneramt, Meldebögen Augsburg, Familienbogen Oberdorfer). Sie wurde 1954 allerdings auf dem evangelischen Friedhof in Augsburg bestattet (Bayerisches Staatsarchiv, Augsburg, NA 1419/1960, Amtsgericht Augsburg, Niederschrift zur Testamentseröffnung, 22.8.1960). Auch der Umstand, dass das Ehepaar die Judenverfolgung in Augsburg überlebt hat und Alexander Oberdorfer erst wie die meisten anderen jüdischen Partner

einer sogenannten Mischehe am 22.2.1945 mit dem Transport II/34 nach Theresienstadt deportiert wurde, deutet daraufhin, dass Hedwig Oberdorfer nach den Nürnberger Gesetzen als Nichtjüdin galt.

60 Stadtarchiv Augsburg, Gewerbekartei Augsburg II, Firma Josef Oberdorfer.

61 Ancestry.com. Europa, Registrierung von Ausländern und deutschen Verfolgten, 1939–1947. Online: https://search.ancestry.de/cgi-bin/sse.dll?indiv=1&dbid=61758&h=1622734&tid=&pid=&usePUB=true&_phsrc=Eyc2&_phstart=successSource, Zugriff 12.11.2019.

62 Schenef, Yehuda: Gravelist Jewish Cemetery Augsburg, 2010. Alemania Judaica, online: <http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20302/CEM-AUG-GRAVELIST-GERMAN.pdf>, Zugriff 12.11.2019.

63 1935 verkaufte Alexander Oberdorfer fünf Grafiken an das Museum der Stadt Bamberg (Schneider, Anne-Christin: Abschlussbericht des langfristigen Provenienzforschungsprojekts zur systematischen Prüfung von Sammlungsbeständen der Museen der Stadt Bamberg 2012–2016 an das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste. 2016. Online im Modul Forschungsergebnisse: https://provenienzforschung.commsy.net/commsy.php/LA13-I2012_Abschlussbericht.pdf?cid=1753334&mod=material&fct=getfile&iid=457247, Zugriff 11.11.2019. Am 5.5.1936 verkauft Alexander Oberdorfer drei Scherenschnitte von Karl Fröhlich an das Stadtmuseum Stralsund (Paschen, Anne und Stutz, Reno: Abschlussbericht des Erstchecks in Museen Mecklenburg-Vorpommern 2016–2018 an das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste. 2018. Online im Modul Forschungsergebnisse: https://provenienzforschung.commsy.net/commsy.php/LA02-I2016_Abschlussbericht.pdf?cid=1753334&mod=material&fct=getfile&iid=464419, Zugriff 11.11.2019). Von Ende Juli 1936 findet sich im Ordner I im Archiv des Museums Hann. Münden noch eine Angebotskarte von Alexander Oberdorfer zu einem Buch zu lybischen Inschriften von Grotefend. Das Buch ist nicht im Museumsbestand vorhanden.

64 Vermögen staatsfeindlicher Organisationen, 1933–1937. NLA HA, Hann.174 Alfeld, Nr. 49/1-4.

65 Gendarmerie-Oberwachtmeister Schönig, Dehnsen, an den Landrat in Alfeld, 17.8.1934, NLA HA Hann. 174 Alfeld Nr. 49/1.

66 Mitteilung des Schriftführers des Männergesangsvereins Eimsen 1862 Erwin Knocke, Eimsen, 28.2.2019.

67 Kassenbuch des Arbeiterradfahrervereins „Sturmvogel“ Alfeld 1928, NLA HA Hann. 174 Alfeld Nr. 49/2.

68 Schreiben Polizeihauptwachtmeister Schwarzer am 21.10.1933, NLA HA Hann. 174 Alfeld Nr. 49/2.

69 Vernehmungsprotokoll des Vereinsvorsitzenden Fritz Jakobus bei der Polizei Alfeld am 20.10.1933, NLA HA Hann. 174 Alfeld Nr. 49/2.

70 Betätigungsverbot, Schreiben des Landrats in Alfeld vom 5.10.1937, NLA HA Hann. 174 Alfeld Nr. 49/2.

71 Kommissarischer Leiter der Polizeiverwaltung Mosel(?) an den kommissarischen Landrat in Alfeld, 18.12.1933, NLA HA Hann. 174 Alfeld Nr. 49/2.

72 Schreiben Gestapo Hildesheim an den Landrat in Alfeld, 29.9.1937, NLA HA Hann. 174 Alfeld Nr. 49/2.

73 Bericht Polizei-Hauptwachtmeister Schwarzer, Alfeld, 10.10.1937, NLA HA Hann. 174 Alfeld Nr. 49/2.

74 Stadtarchiv Alfeld, Karton 10 Museum, Mappe 114: Stiftungen.

75 Mitteilung Dieter Kanbach, Alfeld, am 20.2.2019.

76 NLA HA, Hann.174 Alfeld, Nr. 49/1-4, Vermögen staatsfeindlicher Organisationen, 1933–1937.

77 Wegner, Jörn: Die Arbeitermusik im Nationalsozialismus. In: Kulturation. Online Journal für Kultur, Wissenschaft und Politik, Nr. 2. 2008. Ohne Seitenangabe. Online: http://www.kulturation.de/ki_1_text.php?id=43, Zugriff 20.2.2019.

78 Ebd.

79 Akten der Staatlichen Museumspflege, Heimatmuseum Duderstadt, NLA Nds. 401 Acc. 2015/69 Nr. 69.

80 Die namentlich nicht näher benannte Gräfin Stolberg könnte Maria Elisabeth Leonie Gertud Paula Gräfin zu Stolberg-Stolberg (12. November 1912 in Ascherode; 16. November 1944 in Düren) gewesen sein. Aus seiner Erinnerung schrieb der ehemalige Dürener Pfarrer Leonhard Meurer 1989: Gräfin Stolberg sei aus Thüringen von Burg Stolberg nach Düren gekommen sei. Dort habe sie eine eigene Weberei im ehemaligen Kloster bei der Kapuzinerkirche aufgebaut. Gräfin Stolberg habe von 1940–44 eine jüdische Frau bei sich versteckt, über deren weiteres Schicksal ihm nichts bekannt sei. Gräfin Stolberg ist bei dem alliierten Bombenangriff am 16.11.1944 auf Düren ums Leben gekommen. Dürener Geschichtswerkstatt e.V. Spuren jüdischen Lebens in Düren. Online: <https://web.archive.org/web/20150121193702/http://www.geschichtswerkstatt-dueren.de/juden/fundstellen/1940.php>, Zugriff 24.1.2020.

81 Eichsfelder Morgenpost, 8.2.1936.

82 Berweger, Mareike: Die Reichswebschule in Bückeberg. Trachten-, Kultur- und Frauenpolitik zwischen Stand und Volksgemeinschaft. Dissertation. Göttingen 2010.

83 Obernfeld ist ein Ortsteil der Kommune Duderstadt.

84 Schreiben des Museumsvereins Duderstadt an den Museumsverband Niedersachsen vom 9. März 1936, NLA HA Nds. 401 Acc. 2015/69 Nr. 29.

85 Ebd.

86 Mein Eichsfeld, Heimatjahrbuch für 1936, S. 91.

87 Eichsfelder Tageblatt, 24.6.1936.

88 Eichsfelder Morgenpost, 22.6.1936.

89 Stadtarchiv Duderstadt, Westerode Nr. 47.

90 Eichsfelder Morgenpost, 20./21. Juni 1936.

91 Eichsfelder Morgenpost, 8.2.1938.

92 Zulassungsschreiben für Emil Backhaus vom Oberpräsident der Provinz Hannover an den Landrat Duderstadt, 4.7.1936, NLA HA Nds. 401, Acc. 2015/69 Nr. 29.

93 Ebd. Weiterführend zu Backhaus vgl. Voigt, Vanessa-Maria: Das Schicksal der Sammlung Max Rüdenberg in Hannover. In: Hannoversche Geschichtsblätter N. F. 60 (2006), S. 83–90;

Andratschke, Claudia: „Bei all diesen Geschichten natürlich ganz im Hintergrund“ – Ferdinand Stuttmann als Leiter des Kestner-Museums von 1938 bis 1945, In: Museum August Kestner, Johannes Schwartz und Simone Vogt (Hg.): Spuren der NS-Verfolgung. Provenienzforschung in den kulturhistorischen Sammlungen der Stadt Hannover. Köln 2019. S. 34–49, hier S. 41f.; Schwartz, Johannes: „Der Preis für den Schrank“ ist „sehr billig“ – Der NS-verfolgungsbedingte Entzug des Rokoko-Schranks und der Stramin-Platte der jüdischen Fabrikantentochter Klara Berliner. In: ebd., S. 94–119; Ders.: Die NS-Verfolgungsgeschichte der jüdischen Fabrikantentochter Klara Berliner aus Hannover und die Versuche der „Wiedergutmachung“. In: Hannoversche Geschichtsblätter Neue Folge, Bd. 72/2018, S. 261–286; Galler, Christopher: Erwerbungen im regionalen und überregionalen Kunsthandel. In: Meiners, Jochen (Hg.): Suche nach Herkunft. NS-Raubkunst im Bomann-Museum?! Celle 2019. S. 47–56, hier S. 48f.

94 Im StadtMuseum Einbeck finden sich zwischen 1903 und 1935 Eintragungen verschiedener ethnographischer Objekte im Inventar: Zwischen 1903 und 1906 schenkte ein gewisser Gade eine „japanische Rüstung“. Möglicherweise handelt es sich um Carl Gade (1862, Einbeck – 1939, Einbeck). Er war Leiter der Zuckerrübenfabrik in Kleinwanzleben, die um 1900 begann, den Zuckerrübenanbau in Japan zu fördern.

(Junghans, Erhard: Carl Gade – Gutsinspektor, Weltenbummler und Frohnatur. In: Einbecker Geschichtsverein (Hg.): Einbecker Jahrbuch, Jhr. 51, 2010. S. 257–267). 1928 kamen drei „indianische Armringe“ von Stellmachermeister Lambrecht ins Haus. 1934 wurden zwei „indianische Lanzen und eine Pfeilspitze, Michigan“ von Lehrer Schlimme aus dem Einbecker Ortsteil Vardeisen angenommen und 1935 „Waffen aus Afrika“ von der aufgelösten Sammlung des Lehrerseminars in Einbeck übernommen.

95 Nach Angaben der Museumsleiterin Martina Krug wurde eine Samurai-Rüstung an das Grassi-Museum in Leipzig abgegeben. Eine Sammlung von Waffen aus Ostafrika war im Museum bereits in den 1950er-Jahren als nicht mehr vorhanden im Inventarbuch vermerkt worden. Interessant ist die allerdings noch vorhandene Sammlung von Münzen aus allen deutschen Kolonialgebieten. Darüber hinaus gab es in Münden einen Kolonialverein, der Ausstellungen von Ethnografika durchführte. Auch ein möglicher Kontakt zur Kolonialschule im nah gelegenen Witzenhausen sollte in der weiteren Forschung untersucht werden.

96 Die im Heimatmuseum Duderstadt gesammelten Ethnografika bestanden aus neun Lanzen mit Obsidianspitzen (wohl von den Admiralitätsinseln), die der Bürgermeister von Lindau geschenkt hatte und Pfeil und Bogen aus einer Indianermission in Costa Rica.

97 Glenewinkel, Alfred: Zoodirektor Alfred Glenewinkel erzählt. Erlebnisse mit wilden und zahmen Tieren. Selbstverlag o.J. (ca. 1985).

98 Nachlass Alfred Glenewinkel, Stadtarchiv Alfeld. Darin sind u.a. einige Fotografien von Hans Becher aus Amazonien enthalten. Ob Hans Becher auch in Glenewinkels Sammeltätigkeit involviert war, ist noch unklar. Der Ethnologe Hans Becher war zunächst Assistent am Völkerkundemuseum in Hamburg. 1961 wurde er Leiter der Ethnologischen Abteilung des Landesmuseums in Hannover. 1967 übernahm Becher den Vorsitz der im selben Jahr gegründeten Ethnologischen Gesellschaft Hannover, die die Sammlung im Landesmuseum unterstützte und exklusive Reisen zu indigenen Gruppen in das Amazonasgebiet organisierte. Hans Becher arbeitete wissenschaftlich eng mit Protasio Friel zusammen und gab Friels Hauptwerk über die Tiriýó heraus: *Os Tiriýó. Seu sistema adaptivo*. Völkerkundliche Abhandlungen des Niedersächsischen Landesmuseums Hannover, 5, Hannover 1973.

99 Die Tiriýó (Eigenbezeichnung: Wü tarêno, Txukuyana, Ewarhuyana, Akuriyó) leben im Norden Brasiliens im Bundesstaat Pará an der Grenze zu Französisch-Guayana. Die Ethnie umfasste 2014 etwa 1.700 Personen, die die gleichnamige Sprache aus der Karibischen Sprachfamilie sprechen. Intensivere Kontakte zur Welt außerhalb ihrer angestammten Gebiete fanden ab den 1950er-Jahren statt. Instituto Socioambiental (ISA). Povos indígenas no Brasil: Tiriýó. Online: <https://pib.socioambiental.org/pt/Povo:Tiriýó>, Zugriff 24.1.2020.

100 Becher, Hans: *Protasio Friel (1912–1972), o incansável pesquisador*. Online: https://www.iai.spk-berlin.de/fileadmin/dokumentenbibliothek/Indiana/Indiana_3/IND_03_Friel.pdf, Zugriff 18.10.2019.

101 Glenewinkel, Alfred: Zoodirektor Alfred Glenewinkel erzählt. Erlebnisse mit wilden und zahmen Tieren. Selbstverlag o.J. (ca. 1985). S. 122.

102 Kayapó (Eigenbezeichnung Mebêngôkre): eine Ethnie in den Bundestaaten Mato Grosso und Pará am Rio Xingu, etwa 12000 Personen im Jahr 2014. Die Kayapó-Sprache gehört zur Gê-Sprachgruppe. Instituto Socioambiental (ISA). Povos indígenas no Brasil: Kayapó. Online: [https://pib.socioambiental.org/pt/Povo:Mebêngôkre_\(Kayapó\)](https://pib.socioambiental.org/pt/Povo:Mebêngôkre_(Kayapó)), Zugriff 24.1.2020.

103 Glenewinkel, Alfred: Zoodirektor Alfred Glenewinkel erzählt. Erlebnisse mit wilden und zahmen Tieren. Mallorca o.J. (ca. 1985).

104 Brauckmann, Rudolf: Kolonialdienst in der Südsee. Niedersächsische Jugendbücherei, Heft 9. Braunschweig 1939.

- 105 Eingeführt wurde der Begriff der sensiblen Sammlungen bzw. Objekte mit der Publikation von Berner, Margit; Hoffmann, Anette; Lange, Britta: *Sensible Sammlungen*. Aus dem anthropologischen Depot. Hamburg, 2011. Siehe zu der Thematik auch die Beiträge in: Anne Brandstetter und Vera Hierholzer (Hg.): *Nicht nur Raubkunst! Sensible Dinge in Museen und universitären Sammlungen*. Göttingen 2017; Deutscher Museumsbund (Hg.): *Leitfaden zum Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten*, 2. Fassung 2019, online abrufbar unter <https://www.museumsbund.de/wp-content/uploads/2019/08/dmb-leitfaden-kolonialismus-2019.pdf>; Zugriff 27.3.2020.
- 106 Schreiben Museumsleiter Wilhelm Barner an Dora Thege, 4.6.1945. Stadtarchiv Alfeld, Kartons Museum 1–9, Mappe 3: Schriftwechsel April–Dezember 1945.
- 107 Grabrede Hildegard Jänicke 1967 für Alois Brandmüller 100. Geburtstag. Stadtarchiv Alfeld, Kartons Museum 1–9, Mappe 3, Schriftwechsel April–Dezember 1945.
- 108 Eintrag in das Heiratsregister der Stadt Einbeck, 24.6.1923, Stadtarchiv Einbeck.
- Einer der Trauzeugen war Meinhold Ballin, der Besitzer des Silberlöffels im Museum Duderstadt.
- 109 *Geschichtswerkstatt Duderstadt* (Hg.): *Bei denen konnte man immer gut einkaufen. Das Ende jüdischen Lebens in Duderstadt*. Göttingen 2006. S. 30.
- 110 Ebd., S. 16.
- 111 The National Archives; London. WW2 Internees (Aliens) Index Cards 1939–1947; Referenznummer: HO 396/215.
- 112 Interview mit Margit Ballin, und Tochter Karen am 6.6.2019.
- 113 Grete Sophie Ballin, Yadvashem; online: https://yvng.yadvashem.org/nameDetails.html?language=en&itemId=1783054&ind=5%27%20target=%20%27_blank%27%20rel=%27noopener%20noreferer%20nofollow%27, Zugriff 27.03.2020. Ruth-Sophie Ballin, Yadvashem; online: <https://yvng.yadvashem.org/nameDetails.html?language=de&itemId=13440140&ind=1>, Zugriff 4.5.2018.
- 114 Interview mit Margit Ballin und Tochter Karen am 6.6.2019.



Workshop 1

lostart.de: Dokumentation von Objekten, Provenienzen und Restititionen

Dr. Andrea Baresel-Brand,
Deutsches Zentrum Kulturgutverluste,
Magdeburg, Leiterin der Fachabteilung Lost Art/Dokumentation
Zusammengefasst von Christian Riemenschneider

Zusammenfassung

Der von Andrea Baresel-Brand geleitete Workshop behandelte Fragen der Dokumentation rund um die Datenbank Lost Art (www.lostart.de). Sie wird vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste, als Stiftung von Bund, Ländern und kommunalen Spitzenverbänden in Magdeburg gegründet, betrieben. Die Datenbank dient der Dokumentation von Kulturgütern, die infolge der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft ihren zumeist jüdischen Eigentümern verfolgungsbedingt entzogen wurden oder die infolge der Ereignisse des Zweiten Weltkrieges abhanden kamen. Erb*innen oder deren Vertreter*innen können zu NS-Raubgut „Suchmeldungen“, öffentliche Einrichtungen oder Privatpersonen umgekehrt Objekte mit einschlägiger oder verdächtiger Provenienz als „Fundmeldungen“ in der Lost Art-Datenbank einstellen aber auch kriegsbedingte Verluste dokumentieren. Die Meldenden übermitteln Objektdaten z.B. anhand von Excel-Tabellen und halten diese in Eigenverantwortung aktuell. Seit Januar 2020 gibt es zusätzlich die Forschungsdatenbank PROVEANA, in die vor allem Forschungsergebnisse der vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste geförderten Projekte einfließen (<https://www.proveana.de/>). Dabei wird stets abgewogen zwischen Transparenz und dem Schutz von Persönlichkeitsrechten.

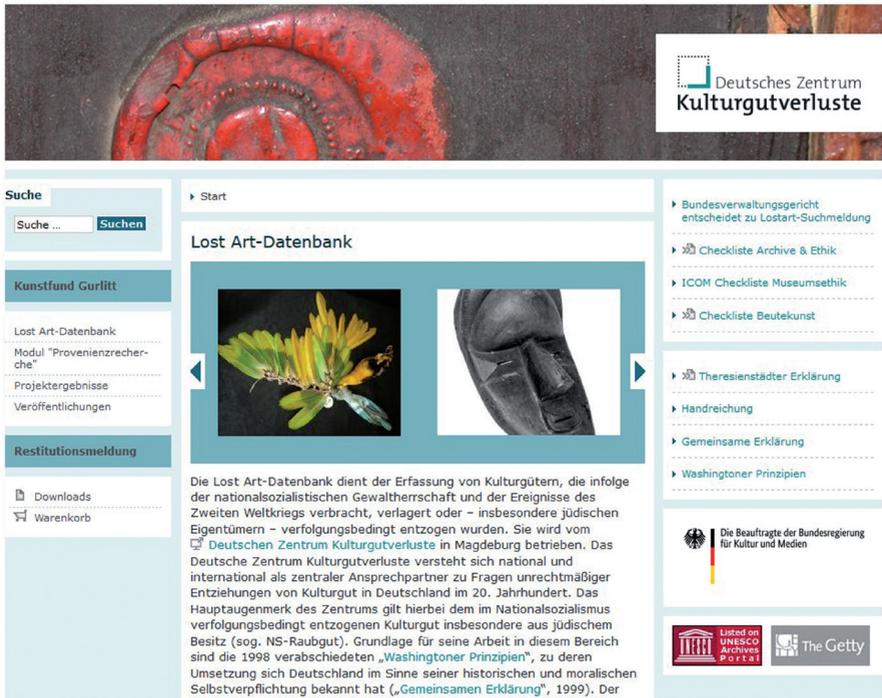
Abstract

During the first workshop Andrea Baresel-Brand introduced the database Lost Art (www.lostart.de). It is run by the German Lost Art Foundation in Magdeburg. The Lost Art Database documents cultural assets which were displaced or relocated as a result of the events of World War II, or – in the case of Jewish ownership – items that were illegally confiscated by the Nazis under threat of persecution. Data on cultural objects is often transmitted via Excel-forms, the person or institution reporting is responsible for keeping these data up to date. With this and thanks to various research tools, the Lost Art Database also serves to document the results of provenance research. Since January 2020, the PROVEANA research database has also been available, which incorporates mainly research results from projects funded by the German Lost Art Foundation and which is intended to be an improvement in various aspects (<https://www.proveana.de/en/start>).

Der Workshop behandelte die Dokumentation von Objekten sowie damit verbunden Ergebnissen von Provenienzforschung in der Datenbank *Lost Art* (www.lostart.de). Diese ist beim Deutschen Zentrum Kulturgutverluste in Magdeburg, einer Stiftung Bürgerlichen Rechts, die ausschließlich aus öffentlichen Mitteln finanziert wird, angesiedelt. Im Verlauf der Darstellung von *Lost Art* ging Andrea Baresel-Brand auf Fragen und Kommentare der Teilnehmer*innen ein. (Abb. 8)

Zudem wurde das Modul Forschungsergebnisse, das als geschützter Bereich erst nach Anmeldung zugänglich ist, vorgestellt. Nach Maßgabe des Deutschen Zentrums Kulturgutverluste sollen Forschungsergebnisse aus den von ihm geförderten Projekten der Provenienzforschung so weit wie möglich für die Öffentlichkeit einsehbar sein. Einschränkungen bestehen aufgrund von Persönlichkeitsrechten oder des Datenschutzes. Demzufolge sind manche Personennamen in Berichten zu schwärzen. Diese können bei berechtigtem Interesse der Fragestellenden im Modul (jetzt in Proveana) eingesehen bzw. bei den verantwortlichen Einrichtungen erfragt werden. Die Abwägung zwischen der erforderlichen Transparenz von Forschungsergebnissen und den Ansprüchen auf Datenschutz bzw. Privatheit sei wichtig, so Andrea Baresel-Brand, die Umsetzung manchmal allerdings eine Herausforderung.

Es schlossen sich Fragen von Teilnehmer*innen zur Meldungspraxis von Objekten bei *Lost Art* an. Wie ist zum Beispiel mit Objekten umzugehen, die eine unklare Provenienz bzw. eine Provenienz mit großen Lücken aufweisen?



Hilfe | Sitemap | Impressum | Datenschutz | Kontakt

Deutsch | English | русский

Deutsches Zentrum
Kulturgutverluste

Suche

Suche ...

Kunstfund Gurliitt

Lost Art-Datenbank
Modul "Provenienzrecherche"
Projekt Ergebnisse
Veröffentlichungen

Restitutionsmeldung

Downloads
Warenkorb

Start

Lost Art-Datenbank



Die Lost Art-Datenbank dient der Erfassung von Kulturgütern, die infolge der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und der Ereignisse des Zweiten Weltkriegs verbracht, verlagert oder – insbesondere jüdischen Eigentümern – verfolgungsbedingt entzogen wurden. Sie wird vom [Deutschen Zentrum Kulturgutverluste](#) in Magdeburg betrieben. Das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste versteht sich national und international als zentraler Ansprechpartner zu Fragen unrechtmäßiger Entziehungen von Kulturgut in Deutschland im 20. Jahrhundert. Das Hauptaugenmerk des Zentrums gilt hierbei dem im Nationalsozialismus verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgut insbesondere aus jüdischem Besitz (sog. NS-Raubgut). Grundlage für seine Arbeit in diesem Bereich sind die 1998 verabschiedeten „[Washingtoner Prinzipien](#)“, zu deren Umsetzung sich Deutschland im Sinne seiner historischen und moralischen Selbstverpflichtung bekannt hat („[Gemeinsamen Erklärung](#)“, 1999). Der

- Bundesverwaltungsgericht entscheidet zu Lostart-Suchmeldung
- Checkliste Archive & Ethik
- ICOM Checkliste Museumsethik
- Checkliste Beutekunst
- Theresienstädter Erklärung
- Handreichung
- Gemeinsame Erklärung
- Washingtoner Prinzipien

Die Bundesratgeber der Bundesregierung für Kultur und Medien

Listed on UNESCO Archives Portal

The Getty

Abb. 8 | Startseite der Lost Art-Datenbank (www.lostart.de) © Deutsches Zentrum Kulturgutverluste

Dazu nahm die Referentin Stellung: Spätestens, wenn ein erhärteter Verdacht auf unrechtmäßigen Entzug für ein Objekt vorliegt, ist es sinnvoll, dieses auch als „Fund“ an die *Lost Art*-Datenbank zu melden. Zu solchen Verdachtsgründen gehört beispielsweise auch die Beteiligung von Akteuren des NS-Kunstraubs an einem Gutachten zu einem Kunstwerk oder eine Zuweisung über einschlägige NS-Stellen oder Finanzämter. Wenig Aussicht auf Erfolg hat eine *Lost Art*-Meldung, wenn es sich um serielle Produkte handelt, deren Zuordnung zu einer konkreten Person mangels Informationen zur Provenienz fast chancenlos ist. Entbehrlich wird eine Meldung über die Datenbank dadurch jedoch nicht. Als Beispiel wurden Anstecker des Reichsbanner genannt oder druckgrafische Massenware, wie Kalenderblätter. Es besteht die Möglichkeit für die Museen, mit verschiedenen Maßnahmen im Rahmen von Präsentationen

innerhalb ihrer Ausstellungen, z.B. als Interventionen, Transparenz für derartige Objekte herzustellen. Gleichzeitig sind diese sehr geeignet, die Herausforderungen der Provenienzforschung zu visualisieren.

Gelegentlich gibt es auch Objekte, bei den unsicher ist, ob sie als Fund oder Suche in die Datenbank eingestellt werden sollen. Hier wurde das Beispiel eines Gemäldes genannt, das 1943 als unrechtmäßig entzogen in die Sammlung gekommen ist und dann im weiteren Kriegsverlauf oder kurz danach aus der Sammlung verschwand. Hier macht es u.U. Sinn, das Gemälde zunächst als gesucht in die Datenbank einzustellen und die bekannte Provenienz entsprechend in die Meldung aufzunehmen sofern es restituiert werden soll. Sollte das fragliche Bild wieder auftauchen und an das Haus zurückkehren, wäre der Status in eine Fundmeldung zu ändern. Eine Fundmeldung kann nur erfolgen, wenn das Objekt auch beim Finder vorhanden und dieser zur Meldung berechtigt ist. Entsprechend der Washingtoner Prinzipien von 1998 beziehungsweise der deutschen Gemeinsamen Erklärung von 1999 muss die Bereitschaft zur Rückgabe an die Nachfahren der einstigen NS-Opfer bestehen.

Für eine Meldung wird auf Anfrage von *Lost Art* ein vorgefertigtes Excel-Format versandt, worin der oder die Meldende u.a. Daten zu Künstler, Titel, Objektart, Technik, Provenienz oder Verlustumstände etc. dokumentiert. Dies wird dann zusammen mit Abbildungen des Objekts, idealerweise von Vorder- und Rückseite, Sockeln und Provenienzmerkmalen, wenn vorhanden, in die Datenbank eingestellt. Die „Taskforce Schwabinger Kunstfund“ hat zur Ergebnisdokumentation ein standardisiertes publikationsfähiges Format entwickelt, das „Object Record Excerpt (ORE)“, welches in englischer Sprache den Stand einer Provenienzdokumentation transparent zusammenfasst und im Fall des „Kunstfund Gurlitt“ mit den zugehörigen Fundmeldungen in der *Lost Art*-Datenbank veröffentlicht wird.

Für die Aktualität der *Lost Art*-Daten – ob z.B. eine Restitution stattgefunden hat oder sich weitere Erkenntnisse zur Provenienz ergeben haben – sind die Meldenden selbst verantwortlich. Die Aktualisierung liegt im Interesse der meldenden Institution, dokumentiert sie doch deren Arbeit und ggf. eine erfolgreiche Lösungsfindung im Falle einer Aufklärung von NS-Raubgut. Mangels Meldepflicht oder Verschwiegenheitsvereinbarungen gibt es zum Beispiel auch keine verlässlichen Zahlen zu Restitutionsfällen. Aus diesem Grund ist den Betreibern von *Lost Art* sehr am Engagement der Meldenden bei der Aktualisierung gelegen, hierfür wird zum Beispiel ein Online-Restitutionsformular vorgehalten und es stehen jederzeit die Mitarbeiter*innen des Dokumentationsteams als Ansprechpartner*innen zur Verfügung.

Suche **Erweiterte Suche**

Suchen in Proveana und Lost Art - Datenbank



Offene Daten für eine bessere Provenienzforschung

Proveana ist die Forschungsdatenbank des Deutschen Zentrums Kulturgutverluste. Sie stellt insbesondere Ergebnisse der vom Zentrum geförderten Forschungsprojekte dar. Ziel ist es, Provenienzforschung durch die Dokumentation historischer Informationen zu unterstützen, dadurch transparenter zu gestalten und zur Lösung ungeklärter Fälle beizutragen. Proveana umfasst vier Forschungskontexte: NS-verfolgtungsbedingt entzogenes Kulturgut (NS-Raubgut), kriegsbedingt verlagertes Kulturgut (Beutegut), Kulturgutentziehungen in Sowjetischer Besatzungszone und DDR sowie Kultur- und Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten. Die Datenbank erlaubt die Suche nach Personen, Körperschaften, Ereignissen, Sammlungen, Provenienzmerkmalen, Objekten und weiterführenden Quellen. Proveana durchsucht auch die Inhalte der Lost Art-Datenbank und stellt außerdem Verknüpfungen zu anderen Datenbanken her. Proveana ist ein Unterstützungsangebot für die von Kulturgutentziehungen Betroffenen und ihre Nachfahren, für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, für alle mit dem Handel von Kulturgütern befassten Personen, für Medien und für politisch Verantwortliche.

[Mehr erfahren](#)

Anmeldung 1

E-Mail-Adresse

Passwort

[Passwort vergessen?](#)

 Neuer Benutzer? [Konto anlesen](#)

Abb. 9 | Deutsches Zentrum Kulturgutverluste Magdeburg, Startseite der Forschungsdatenbank „PROVEANA“ (www.proveana.de) © Deutsches Zentrum Kulturgutverluste

Ein weiteres Thema, das von Teilnehmer*innen nachgefragt wurde, betraf das Verhältnis des privaten Kunsthandels zur Provenienzforschung und der Datenbank. *Lost Art* ist nicht mit den Datenbanken privater Sammler oder Galeristen verknüpft. Die Webseite dokumentiert Fund- und Suchmeldungen aus dem privaten und öffentlichen Bereich und will im Falle einer möglichen Identifizierung Suchende und Findende zusammenführen. Das Team von *Lost Art* arbeitet auch mit Interpol, Zoll, LKA und BKA zusammen, die ihrerseits in der Datenbank recherchieren, und unterstützt die Nutzer*innen bei der Einschätzung von Meldungen bzw. möglichen Datenbanktreffern.

Neben *Lost Art* gibt es noch andere Datenbanken zu Kulturgutverlusten bzw. NS-Kulturpolitik, z.B. an der Freien Universität Berlin zur „*Entarteten Kunst*“ (Beschlagnahmehinventar „Entartete Kunst“). Da hier jedoch ein anders gelagerter Bereich von Kulturgutentzug vorliegt – der NS-Staat gegen Kunst in öffentlichem Besitz –, gilt eine andere Rechtslage. Betroffene Kunstwerke können nicht über die *Lost Art*-Datenbank dokumentiert werden, außer, wenn es sich um eine Schnittmenge aus „Entarteter Kunst“ und beispielsweise NS-verfolgungsbedingtem Verlust handelt, wie im Falle der „Sumpfliegende“ von Paul Klee, die als Leihgabe aus Verfolgtenbesitz im Provinzialmuseum Hannover als „entartet“ eingezogen wurde.

Im privaten Bereich ist das Bewusstsein für unrechtmäßig entzogenes Kulturgut in den letzten Jahren gewachsen, aber immer noch nicht umfassend vorhanden. Andrea Baresel-Brand nennt als positive Beispiele das stark gestiegene Problembewusstsein des Kunsthandels und damit einhergehend dessen verstärkte Provenienzforschung. Auf den großen Kunstmessen sind häufig auch Experten der Polizeibehörden präsent. Auktionshäuser wie Sotheby's oder Christie's sind bemüht, vor der Veräußerung die Provenienz von eingelieferten Kunstwerken zu klären und ggf. zwischen Beteiligten zu vermitteln.

Abschließend gab Andrea Baresel-Brand noch einen Ausblick auf die (zwischen veröffentlichte) Forschungsdatenbank PROVEANA (www.proveana.de). Diese schafft mehr Transparenz, ist mit anderen Datenbanken im Austausch, stellt Forschungsergebnisse bereit und erleichtert die Vernetzung unter den Forscher*innen. Darüber hinaus wird sie sukzessive erweitert und aktuellen Bedürfnissen angepasst. Auch für die *Lost Art*-Datenbank gilt, dass sie kontinuierlich optimiert und den Bedürfnissen der Nutzer*innen angepasst wird. (Abb. 9)

Workshop 2

Ein Löffel – viele Fragen. Den legalisierten Raub erinnern

Dr. Angela Jannelli,
Historisches Museum Frankfurt
Zusammengefasst von Claudia Andratschke

Zusammenfassung

Im zweiten Workshop stellte Angela Jannelli vom Historischen Museum Frankfurt am Main das Stadtlabor-Projekt „Schwierige Dinge – Raubgut in Privatbesitz“ vor. Dabei handelte es sich um ein Kooperationsprojekt von vier Frankfurter Museen: dem Historischen Museum, dem Museum Angewandte Kunst, dem Weltkulturen Museum und dem Jüdischen Museum. Bürger*innen der Stadt wurden aufgerufen, sich mit Objekten in ihrem Besitz zu melden, bei denen es sich unter Umständen um NS-Raubgut handeln könnte. In einer Reihe von Workshops wurde dann zusammen mit den Besitzer*innen die Herkunft dieser „schwierigen Dinge“ untersucht. Die verschiedenen Rechenschritte wurden mittels Zeichnungen und Interviews dokumentiert und anschließend in der Ausstellung „Geerbt. Gekauft. Geraubt?“ im Stadtlabor präsentiert. Die Teilnehmer*innen des Einbecker Workshops hielten Erstcheck-Museen wie das StadtMuseum Einbeck geradezu dafür prädestiniert, ähnliche Angebote und Vermittlungskonzepte zu entwickeln, anzubieten und so der „kollektiven Amnesie“ bezogen auf Raubgut in Privatbesitz entgegenzuwirken.

Abstract

Angela Jannelli from the Historisches Museum Frankfurt am Main (Historical Museum) presented the project „Schwierige Dinge – Raubgut in Privatbesitz“ (Problematic Things – Nazi loot in private property) for the second workshop. Four museums from Frankfurt were cooperating for the project: the Historisches Museum, the Museum Angewandte Kunst (Museum for Applied Arts), the Weltkulturen Museum (World Cultures Museum) and the Jewish Museum. Citizens of Frankfurt were appealed to bring in objects, which they suspected to be Nazi confiscated cultural goods. During various following workshops provenance research was conducted by the owners assisted by experts. Different steps of research were documented via drawings and interviews which were eventually shown in the exhibition „Geerbt. Gekauft. Geraubt?“ (Inherited. Bought. Looted?). Participants of the Einbeck workshop took first-check museums like the StadtMuseum Einbeck (Einbeck City Museum) as best suited to offer similar services to the public to combat a “collective amnesia” concerning Nazi loot in private property.

Die Kuratorin des Stadtlabors und der Bibliothek der Generationen am Historischen Museum Frankfurt am Main, Angela Jannelli, eröffnete die Diskussion mit einem Löffel – als Beispiel eines scheinbar einfachen Alltagsgegenstands, den sie bewusst mit den sonst und vor allem in den Medien mit dem Begriff „Raubgut“ verbundenen Objekten von hohem materiellen Wert kontrastierte. Wenn es sich allerdings um das letzte Überbleibsel aus dem systematisch entzogenen Eigentum einer zur Zeit des Nationalsozialismus verfolgten Familie handelt, werden materielle Werte nebensächlich oder fällt auch einem Löffel ein hoher ideeller Wert zu. Unabhängig von Wertvorstellungen lassen sich anhand der Provenienzzgeschichte aller Objekte Hintergründe der NS-Verfolgung und systematischen Ausraubung der jüdischen Bürger*innen nach 1933 aufzeigen.

Dies erfolgte im Historischen Museum Frankfurt durch verschiedene partizipative Ansätze innerhalb des 2018 durchgeführten Stadtlabor-Projekts „Schwierige Dinge – Raubgut in Privatbesitz“.¹ Das Stadtlabor war Teil eines Kooperationsprojekts von vier städtischen Museen, die sich anlässlich der vom Fritz Bauer Institut und dem Hessischen Rundfunk erarbeiteten Wanderausstellung „Legalisierter Raub – Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933–1945“ mit Raubgut in Museumssammlungen beschäftigten. Die Wander-



ausstellung tourte seit 2000 durch Hessen und wurde 2018 im Historischen Museum (HMF) zum letzten Mal gezeigt. Neben dem HMF waren das Museum für Angewandte Kunst, das Weltkulturen Museum und das Jüdische Museum in Frankfurt beteiligt.² (Abb. 10)

Gemeinsam mit den Einbecker Workshop-Teilnehmer*innen wurde darüber diskutiert, inwiefern man von einer „kollektiven Amnesie“ bei der Beschäftigung mit der Zeit des Nationalsozialismus oder NS-Verbrechen im Alltag sprechen könnte. Tatsächlich lässt sich jahrzehntelanges Schweigen nicht nur bei dem während der Zeit des Nationalsozialismus in den Museen tätigen Personal beobachten, dessen Verstrickung in den NS-Kulturgutraub erst in den letzten Jahren – und hier vor allem dank der zunehmenden NS-Provenienzforschungsprojekte – allmählich aufgedeckt und aufgearbeitet wird. Die „Amnesie“ betrifft ebenso weite Teile der deutschen Bevölkerung und individuell tradierte Familiengeschichten. Im Gegensatz zu materiell wertvolleren Kulturgütern gelangten aber gerade Alltagsgegenstände wie Hausrat, Möbel oder Geschirr – nachdem sie zuvor ihren jüdischen, dann bereits deportierten Eigentümer*innen unrechtmäßig entzogen worden waren – oftmals über Auktionen oder diverse Ämter in den Besitz einfacher, nach 1939 „ausgebombter“ oder anderweitig „kriegsgeschädigter“ deutscher Familien, deren Nachkommen dies bis heute nicht wissen – oder eben verschweigen. Eine weitere Kategorie „schwieriger Dinge“ sind Gegenstände, die Wehrmachtssoldaten aus den besetzten Gebieten als „Mitbringsel“ aus dem Krieg nach Hause brachten. Auch hier stellt sich die Frage nach dem rechtmäßigen Erwerb solcher Gegenstände.

Im Fall des Historischen Museums Frankfurt wurde dieses Schweigen bereits bei der verhaltenen Reaktion auf den medial breit unterstützten Aufruf deutlich, mit dem man Frankfurter Bürger*innen darum bat, sie mögen sich mit ihren Familiengeschichten und „schwierigen Dingen“ aus der NS-Zeit im Museum melden. Gemeinsam mit dem Fritz Bauer Institut wurde dann eine Workshop-Reihe entwickelt, die u.a. eine Unterstützung der teilnehmenden Privatpersonen bei Archivrecherchen beinhaltet.³ In Zusammenarbeit von Museumspersonal, Historiker*innen und Archivar*innen konnten die sieben Teilnehmer*innen des Stadtlabors so die Herkunft ihrer „schwierigen Dinge“ wie Stühle, Löffel oder Ikonen untersuchen und ihre bis dahin tradierten Familiengeschichten kritisch hinterfragen. (Abb. 11)

Die verschiedenen Schritte der individuellen Rechercheprozesse wurden in Interviews und Zeichnungen festgehalten und diese sowie die vielfältigen, oftmals überraschenden Ergebnisse der Recherchen schließlich in der Ausstel-



Abb. 11 | Mit Unterstützung durch Kurator*innen und Archivar*innen versuchten die Stadtlaborant*innen, die Geschichte ihrer „schwierigen Dinge“ zu erforschen. © Historisches Museum Frankfurt, Ralph Mann

lung „Geerbt. Gekauft. Geraubt?“ im Stadtlabor dokumentiert. Beschriftungen an den nüchtern und depothaft ausgestellten Objekten, Filme und Medienstationen machten die jeweiligen Recherchen, den individuellen Erkenntnisgewinn und den sich verändernden Umgang mit den „schwierigen Dingen“ nachvollziehbar. Zugleich konnte so verdeutlicht werden, wie viele ähnliche Fälle es noch in zahlreichen deutschen Privathaushalten geben dürfte. (Abb. 12)

Die Teilnehmer*innen des Einbecker Workshops verwiesen auf vergleichbar verhaltene Reaktionen, die bei Projekten mit Bezügen zu Raubgut in Privatbesitz deutlich wurden, z.B. beim Forschungs- und Ausstellungsprojekt des Museumsdorfs Cloppenburg (2016–18), bei dem u.a. geschwärzte Archivalien Ankäufe von NS-Raubgut für mehrere hundert Personen in der Region belegten.⁴



Abb. 12 | Die „schwierigen Dinge“ wurden schmucklos in einem Regal präsentiert, um die „Labor-Situation“ zu verdeutlichen. © Historisches Museum Frankfurt, Foto: Horst Ziegenfusz

Oder bei der im Oldenburger Land ins Leben gerufenen „Restitutionsammlung“ für Objekte aus Privatbesitz, die trotz mehrfacher Berichterstattung in den Medien bisher eher überschaubare Zugänge verzeichnet, obwohl sich sog. „Hollandgut“ noch in zahlreichen Privathaushalten im gesamten Weser-Ems-Gebiet befinden dürfte. Dabei handelt es sich um vom „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ zwischen 1942 und 1944 von emigrierten und deportierten Juden aus Frankreich und den Beneluxländern im Rahmen der sog. „M-Aktion“ beschlagnahmte Kunst- und Wertgegenstände sowie Möbel und Hausrat.

Diese wurden mit Güterzügen und Frachtschiffen ins Rheinland und den damaligen Gau Weser-Ems transportiert und dort „verwertet“.⁵

Daneben wurde darauf verwiesen, dass Alltagsgegenstände wie Hausrat oder Kleidung ebenso an evakuierte Familien aus anderen Städten verteilt worden sein könnten – so wurden z.B. nach 1939 in der Northeimer Mädchenschule kriegsbedingt evakuierte Familien aus Hannover untergebracht, die dann Alltagsgegenstände aus ehemaligem jüdischen Eigentum aus Northeim und Umgebung erhalten haben könnten. Mit der Rückkehr dieser und anderer Familien in ihre Heimatorte könnte demzufolge eine Um- und Weiterverteilung von NS-Raubgut erfolgt sein, die hier und andernorts noch dringend der weiteren Aufklärung bedarf.

Mit Blick auf die Erstcheck-Museen wurde festgehalten, dass gerade in kleineren Orten der Widerspruch zwischen tradiertem Wissen und „kollektiver Amnesie“ eine Herausforderung darstellt: Einerseits ist oftmals bis heute bekannt, welche Personen oder Familien nach 1933 in „arisierte“ Häuser oder Wohnungen umsiedelten und somit indirekt oder direkt von der NS-Verfolgung der jüdischen Bevölkerung profitierten, wobei sich auch in diesen Häusern oder Wohnungen noch Hausrat, Mobiliar und andere private Gegenstände aus dem Eigentum von zuvor verfolgten, enteigneten und schließlich deportierten jüdischen Familien befinden konnten. In Orten, in denen „jeder jeden“ kannte oder kennt, ist theoretisch (noch) viel Wissen um die damaligen Vorgänge und den aktuellen Verbleib von Alltagsgegenständen aus ehemaligem jüdischen Eigentum vorhanden, doch können gerade die persönlichen Kontakte, Verquickungen und Kontinuitäten einen offenen Umgang mit diesem Wissen erschweren. Hier verwies Angela Jannelli darauf, dass es in Frankfurt hilfreich gewesen sei, die Offenlegung der Erinnerung an NS-Verbrechen im Alltag nicht mit Schuld- oder Entlastungsfragen aufzuladen, sondern den Fokus auf die Erinnerungskultur zu setzen, d.h. Fragen zu stellen, wie die NS-Verbrechen bzw. die Opfer, Täter und Profiteure von damals, heute erinnert werden können und sollen.

Neben den bereits genannten Ansätzen zum Durchbrechen des kollektiven Schweigens wurde noch auf vereinzelte Ausstellungen oder „Provenienz-Sprechstunden“ verwiesen, wie sie zuletzt z.B. an vielen Orten am Tag der Provenienzforschung (10. April 2019) oder regelmäßig in Städten wie Oldenburg und München von Provenienzforscher*innen angeboten wurden und werden.

Was ergibt sich daraus für die mittleren und kleinen Erstcheck-Museen?

Die Workshop-Teilnehmer*innen waren sich darin einig, dass diese Museen geradezu prädestiniert sind, um die Partizipation der Bürger*innen vor Ort oder in der Region zu provozieren und hier direkte Kontakte herzustellen. Dies könnte anhand von Projekten, Workshops oder Interventionen in Dauerausstellungen rund um die Ergebnisse des Erstcheck-Projekts erfolgen. Denkbar wären z.B. Gesprächsreihen, die an die Geschichte ausgewählter Objekte und ihrer ehemaligen Eigentümer*innen geknüpft werden.

Beispiele wie ein scheinbar einfacher Löffel bieten dabei vielfältiges didaktisches Potential, z.B. um zentrale Aspekte der systematischen NS-Verfolgung oder der Handlungsspielräume von Tätern und Opfern aufzuzeigen. Anbieten würde sich dabei eine Zusammenarbeit mit der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, die ebenfalls Projekte im Bereich der Erinnerungsarbeit und mit Bildungsschwerpunkten durchführt oder diese fördert. Ebenso wären Kooperationen mit Schulen und anderen Einrichtungen denkbar, die sich mit politischer Bildung befassen. Die Museen sollten also das neu gewonnene Wissen um die Geschichte ihrer auf den ersten Blick alltäglich erscheinenden Objekte nutzen, um diese sichtbar zu machen und gemeinsam mit Partnern und der Bevölkerung vor Ort partizipative Konzepte zur Überwindung der „kollektiven Amnesie“ zu entwickeln.

1 Vgl. Jannelli, Angela und Köbler, Gottfried: „Schwierige Dinge“. Ein Stadtlabor über Raubgut in Privatbesitz. In: Historisches Museum Frankfurt (Hg.): Gekauft. Gesammelt. Geraubt? Vom Weg der Dinge ins Museum. Ein Kooperationsprojekt von vier Museen der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 2019. S. 66–82.

2 Vgl. Jannelli, Angela: Gekauft. Gesammelt. Geraubt? Vom Weg der Dinge ins Museum. Fünf Ausstellungen über den „legalisierten Raub“ in vier Museen. In: Historisches Museum Frankfurt (Hg.): Gekauft. Gesammelt. Geraubt? Vom Weg der Dinge ins Museum. Ein Kooperationsprojekt von vier Museen der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 2019. S. 6–9.

3 Rahlwes, Ann-Kathrin und Beermann, Johannes: Begleitete Archivrecherche. Den „schwierigen Dingen“ auf der Spur. In: Historisches Museum Frankfurt (Hg.): Gekauft. Gesammelt. Geraubt? Vom Weg der Dinge ins Museum. Ein Kooperationsprojekt von vier Museen der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 2019. S. 84–87.

4 Vgl. Hemken, Christina und Ziessow, Karl-Heinz: 1942/1943 – Der lokale Horizont von Entrechtung und Vernichtung, Cloppenburg 2017; Hemken, Christina: Im Schatten des totalen Krieges – Raubgut, Kriegsgefangenschaft und Zwangsarbeit, Cloppenburg 2018.

5 Vgl. die Zusammenfassung von Workshop 3 in diesem Band, S. 82–86; weiterführend Kenzler, Marcus: Hollandmöbel (M-Aktion). In: Marcus Kenzler (Hg.): Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken. 101 Schlagworte zur Provenienzforschung, Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg. Oldenburg 2017. S. 34f.



Workshop 3

Erbstücke auf dem Prüfstand

Die Oldenburger „Restitutionsammlung“
als Beispiel für den Umgang mit NS-Raubgut
in Privatbesitz

Dr. Marcus Kenzler,
Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg
Zusammengefasst von Maik Jachens

Zusammenfassung

Im dritten, von Marcus Kenzler, Provenienzforscher am Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, geleiteten Workshop wurde das an seinem Haus und am Stadtmuseum Oldenburg gestartete Projekt der „Restitutionsammlung“ vorgestellt. Diese 2014 eingerichtete Sammlung soll einen Lösungsansatz für den Umgang mit NS-Raubgut in Privatbesitz bieten.

Dabei werden mittels eines Leihvertrages verdächtige Objekte für fünf Jahre in die kooperierenden Museen übernommen. In diesem Zeitraum kann dann die Provenienz der Objekte – oftmals Alltagsgegenstände – näher erforscht werden. Eine dauerhafte Übernahme durch die kooperierenden Museen ist nicht vorgesehen. Nach Ablauf der fünf Jahre können die Leihen verlängert werden oder die Objekte gelangen zurück zu den einbringenden Familien. Zumindest sind die Objekte in Privatbesitz damit nicht dem Zugriff der Forschung gänzlich entzogen und ihre Herkunft kann transparent untersucht und vermittelt werden.

Abstract

The third workshop, led by Marcus Kenzler, provenance researcher at the Oldenburg State Museum, discussed the "Restitution Collection" of his house and the Stadtmuseum Oldenburg (City Museum) as one way of dealing with Nazi looted objects in private property. The collection established in 2014 offers a possible solution by loaning such objects – often things of daily use – for five years. Within these years, provenance research is conducted. The cooperating museums are not aiming for a permanent acquisition. After five years it is possible to extend the loan or the families who brought in the objects take over possession again. Thus, privately owned objects are not entirely restricted to researchers so their provenance can be investigated and displayed in a transparent way.

Marcus Kenzler stellte das Projekt der „Restitutionssammlung“ vor, die 2014 vom Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg und dem Stadtmuseum Oldenburg gegründet worden war. Dem Projekt liegt die Annahme zu Grunde, dass sich ein beträchtlicher Teil des in Deutschland vorhandenen NS-Raubgutes nicht in öffentlicher Hand, sondern in Privatbesitz befindet. Damit einher gehen verschiedene Herausforderungen. So werden diese Objekte in privaten und somit geschützten Räumen verwahrt und sind daher auch nicht für die Forschung zugänglich. Wie problematisch dies ist, zeigte sich am prominenten Fall des sogenannten Schwabinger Kunstfunds. Spätestens seit dieser Episode stellt sich für die Provenienzforschung auch die Frage, wie mit Objekten in Privatbesitz umgegangen werden soll.

Die Initiatoren der Oldenburger „Restitutionssammlung“ verstehen ihr Projekt als mögliche Antwort auf dieses Problem. Dabei wird den Besitzer*innen angeboten, verdächtige Objekte zunächst für den Zeitraum von fünf Jahren als Leihgabe in die Sammlung zu übernehmen. Diese erfüllt damit verschiedene Zwecke: Indem die Objekte in einen öffentlichen Raum überführt werden, können sie gezeigt, gesehen und eventuell wiedererkannt werden. Außerdem wird den Leihgebern Unterstützung angeboten, da die Objekte auf ihre Provenienz untersucht werden. Letztendlich bietet die Sammlung den Objekten aber auch Schutz. Denn die Oldenburger Provenienzforscher*innen machten die Beobachtung, dass viele Besitzer*innen, sobald sie über einen möglichen problematischen Hintergrund eines Gegenstandes aufgeklärt waren, diesen so schnell wie möglich verkaufen oder gar entsorgen wollten.



Abb. 13 | Ausstellung „Herkunft verpflichtet!“, 2017/18, Thema: Restitution von Alltagsobjekten aus Privatbesitz © Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Foto: Sven Adelaide

Die „Restitutionsammlung“ soll aber derartige Objekte nicht dauerhaft übernehmen, damit der Kontakt zu den Familien, in deren Besitz sie sich vorher befanden, weiterhin bestehen bleibt. Diese stellen insofern einen Ersatz für archivalische Quellen dar. Die Oldenburger Provenienzforscher*innen regen mit Erhalt der Leihgaben die Erforschung der eigenen Familienvita an, um somit auch mehr über die Objekte zu erfahren.

Als gutes Beispiel können die sog. „Holland-Möbel“ dienen, welche im Rahmen der „M-Aktion“ zu Beginn der 1940er Jahre in die Regionen Rheinland und Weser-Ems gelangt sind.¹ Die heutigen Besitzer*innen sind zumeist keine Zeitzeugen mehr, sondern oftmals jüngere Menschen, die keine Schuldgefühle mehr haben, was die Gespräche einerseits erleichtert. Andererseits identifizieren sie ihre Gegenstände aber inzwischen ebenfalls als Familienerbstücke.

Die Teilnehmer*innen des Workshops konnten über ähnliche Erfahrungen berichten. Dabei ging es von Seiten der Besitzer*innen oft auch um Wertfragen.



Abb. 14 | Tag der Provenienzforschung am Landesmuseum Oldenburg, 10. April 2019, Sabine Stührholdt und Marcus Kenzler © Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg

Die „Restitutionsammlung“ umfasst derzeit rund zehn Objekte, wobei es sich um Alltagsgegenstände handelt. 2017/18 wurden diese bereits im Rahmen der Sonderausstellung „Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken“² präsentiert. Das zugrundeliegende Konzept bestand darin, Provenienzforschung von A bis Z zu zeigen. Insgesamt gab es also 25 Schlagworte (für X und Y wurde ein gemeinsamer Begriff gefunden), anhand derer Provenienzforschung erklärt und kontextualisiert wurde. Die Namen der Leihgeber der aus Privatbesitz stammenden Objekte wurden dabei nur mit ausdrücklicher Erlaubnis genannt. (Abb. 13)

Die Öffentlichkeitsarbeit des Landesmuseums Oldenburg unterstützt die Arbeit der Provenienzforschung in hohem Maße. Außerdem findet einmal jährlich eine Sprechstunde statt, bei der eine Beratung für Verdachtsfälle angeboten wird. Derzeit wird angestrebt, sie einmal im Quartal abzuhalten. (Abb. 14)

Nach Ende der vereinbarten Leihfrist sind viele Optionen denkbar, wie es mit dem potentiellen NS-Raubgut in Privatbesitz weitergehen kann – von einer Verlängerung der Leihgabe bis hin zum erneuten „Verschwinden“ in den privaten Haushalten.

Das Landesmuseum Oldenburg hatte bereits Kontakt zu Yad Vashem und zum United States Holocaust Memorial Museum. Diese zeigten sich interessiert an einer Wanderausstellung bzw. einer Übernahme der Objekte, um sie selbst zu beforschen. Die Workshop-Teilnehmer*innen plädierten dafür, die Objekte nicht aus der Herkunftsregion zu entfernen, zumal sich sämtliche Quellen ebenfalls in Nordwestdeutschland befinden.

Der institutionelle Rahmen der Sammlung bedarf noch einer Überarbeitung. Bislang widmet sich ein Wissenschaftler des Landes Niedersachsen u.a. dem Thema Privatbesitz, was eigentlich nicht in seiner Zuständigkeit liegt. Daher sucht man in Oldenburg derzeit nach einem Weg, um die betreffenden Objekte aus dem reinen Privatbesitz heraus- und diesen Widerspruch aufzulösen.

1 Im Rahmen der „M-Aktion“ – „M“ steht für Möbel – organisierte der „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ (ERR) die Beschlagnahme und „Verwertung“ des Besitzes von emigrierten, geflohenen oder deportierten Juden aus Frankreich und den Beneluxländern. Zwischen 1942 und 1944 wurden Kunst- und Wertgegenstände, Möbel und sonstiger Hausrat aus rund 70.000 Haushalten konfisziert, registriert und mit Güterzügen und Frachtschiffen über die Niederlande (daher der umgangssprachliche Begriff „Hollandmöbel“ bzw. „Hollandgut“) ins Rheinland oder den damaligen Gau Weser-Ems transportiert. Hier wurden die Mobilien begutachtet, sortiert und weitergeleitet. Einfaches Mobiliar und Alltagsgegenstände waren zur sofortigen wirtschaftlichen „Verwertung“ vorgesehen und wurden zu Niedrigpreisen an die Privatbevölkerung verkauft. Vgl. Kenzler, Marcus: Hollandmöbel (M-Aktion). In: Marcus Kenzler (Hg.): Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken. 101 Schlagworte zur Provenienzforschung, Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg. Oldenburg 2017. S. 34f.

2 Vgl. Marcus Kenzler (Hg.): Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken. 101 Schlagworte zur Provenienzforschung, Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg. Oldenburg 2017.

Provenienzforschung ausgestellt: Selbsterfleischung zum Selbstzweck?

Anja Gubelmann

Zusammenfassung

In den letzten Jahren hat die Zahl der Ausstellungen, die sich auf die Provenienzforschung konzentrieren, zugenommen. Die Museen setzen die Provenienzforschung ihrer Sammlungen als thematischen Schwerpunkt für Wechselausstellungen. Solche Ausstellungen haben bereits ihre eigenen Stereotypen hervorgebracht, zum Beispiel die vorherrschenden Farben, die Wortwahl in den Titeln, das Ampelsystem zur Einstufung der Bedenklichkeit eines Objekts, die Atmosphäre im Ausstellungsraum oder das Zeigen der Werkrück- bzw. Nichtschauseiten. Der Schwerpunkt dieses Betrags liegt auf dem Einbinden von Archivmaterial in solchen Ausstellungen. Auffallend ist, dass der Inhalt der Archivadokumente oft in den Hintergrund tritt und die schiere Präsenz derselben im Ausstellungsraum in den Vordergrund tritt. Das ausgestellte (Museums-) Archiv wird zum Symbol für die totale Transparenz der Museen. Das Museum wendet sein Innerstes nach außen. Und die Archivalien verkörpern somit den guten Willen der Institutionen zur Aufklärung der eigenen Sammlungsgeschichte. Doch was längst überfällig und richtig ist, kann auch zu einer falschen Motivation und in die falsche Richtung führen. Provenienzforschungs-Ausstellungen dürfen nicht den Charakter einer einmaligen Reinigung annehmen. Museen dürfen das Kapitel nach einer Ausstellung zur Provenienzforschung in der eigenen Sammlung nicht für abgeschlossen erklären – auch wenn genau dies oft im Rahmen von Drittmittelprojekten geschieht.

Abstract

For the past few years, there has been an increase in the number of exhibitions that focus on provenance research. Museums are using provenance research on their collections as a thematic focus for temporary exhibitions. These exhibitions have already produced their own stereotypes, for example the colour scheme, the wording in titles, the traffic light system to indicate the dubiousness of a provenance, the atmosphere in the exhibition room or the fact, that the backsides of the exhibits are shown. The focus of this comment is on the presence of archive materials in such exhibitions. It is striking that the content of the archival documents often fades into the background and the sheer presence of the same in the exhibition space comes to the fore. The exhibited (museum) archive becomes a symbol of the total transparency of museums. The museum turns its inside out. And the archive material thus embodies the good will of the institutions to clarify their own collection history. However, what is overdue and correct could also lead to a false motivation and lead in the wrong direction. Provenance research exhibitions must not be allowed to take on the character of a one-off cleaning. Museums must not declare the chapter closed after an exhibition on provenance research in their own collection – even if this is often exactly what happens within the framework of thirdparty funded projects.

„Aktuell kein Raubkunstverdacht“ – skurrile Aussagen wie diese lassen sich vermehrt auf Labels in zeitgenössischen Ausstellungen finden, denn ein neues Phänomen hält Einzug in die Kunstmuseen: Ausstellungen, die die Provenienzforschung in den Fokus rücken. Allein in den letzten drei Jahren lassen sich im deutschsprachigen Raum über zwölf Ausstellungen finden, die Raubkunst und Provenienzforschung zum Thema machen.¹ Diese Ausstellungen unterscheiden sich von bisherigen Ausstellungsformaten in den verschiedensten Bereichen: So werden beispielsweise Rückseiten von Gemälden und Skulpturen sichtbar gemacht, Archivalien werden zu Exponaten und Kataloge, Saaltexte, Medienmitteilungen und Videobeiträge versuchen die politische und historische Dimension der Ausstellung zu erklären. Als weitere Neuerung treten auch bis dato unsichtbare Akteure auf: Restauratorinnen und Restauratoren erhalten im Ausstellungsraum eine Stimme. Üben die Museen damit Selbstkritik, leisten sie Wiedergutmachung oder Aufklärung, ja machen sie die Geschichte sogar fruchtbar? Oder üben die Museen Selbstzerfleischung zum Selbstzweck? Was bezwecken diese Ausstellungen genau?

Ausgestellt

Generell gilt, dass Ausstellungen nach Außen transportieren, was im Innern des Museums stattfindet, nämlich kunsthistorische Forschung und Diskussionen. Unsere Werkzeuge für diese Vermittlungsarbeit sind zum Beispiel: Exponate, verschiedene Arten der Hängung, Vitrinen, Wand- und Textfarben, Textinhalte selbst, die Art der Besucherführung oder auch Ausstellungskataloge. (Abb. 15, 16) Auch die komplexe Diskussion über den Umgang der Museen mit NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgütern wird in Ausstellungen abgebildet. Ziel dieses Beitrags ist, die vielen Ausstellungen zur Provenienzforschung an Museen zu überdenken und kurz innezuhalten. Der provokante Titel mit Fragezeichen soll das Werkzeug dazu sein.

Zum Thema Provenienzforschung sind in den letzten Jahren schon viele qualitätsvolle Ausstellungen konzipiert worden. Auffallend ist, dass diese mutig mit szenografischen Mitteln arbeiten, was besonders in Kunstmuseen eher selten vorkommt. Man kann sogar beobachten, dass sich schon Stereotypen etabliert haben. Ich möchte gerne diese Stereotypen überdenken und für einmal mit einem negativen, voreingenommenen Blick betrachten.

Erstens, die Titelgebung: Häufig sind die Titel Ausdruck einer „Verantwortung“, „Pflicht“ und somit auch einer Bringschuld. So z.B. „Herkunft verpflichtet“, „Besitz verpflichtet“. Dazu kommen Worte, die das Prüfen umschreiben: So „Bestandsaufnahme“, „Erstcheck“ oder „Prüfstand“ (Abb. 16 a/b).

Zweitens, die Farbgebung: Christian Riemenschneider nannte diese das „Provenienzforschungsorange“. Orange ist tatsächlich eine häufig genutzte Farbe. Doch was transportiert diese Farbe in Ausstellungen? Orange streicht hervor, markiert und signalisiert „Achtung“! Genau das transportiert auch das Ampelsystem, dem viele Werke in Ausstellungen unterworfen werden. Grün heißt keine Bedenken, rot signalisiert Achtung Gefahr und Riesenproblem. Doch wollen wir „Achtung Gefahr“ wirklich mit Provenienzforschung verbinden?

Drittens – was eng mit der Farbgebung verbunden ist – das Gefühl des „Gruselns“: Dieses wird oftmals in Ausstellungen zu NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut bedient. So gesehen beispielsweise in der Gurlitt-Ausstellung im Kunstmuseum Bern. Diese fand im Untergeschoss des Museums statt, war mit dunklen Farben und wenig Licht gestaltet. Dazu kamen unheimliche Nahaufnahmen von Akteuren. Soll die Provenienzforschung wirklich mit diesem Gefühl verbunden werden?



Abb. 16 a | Marcus Kenzler (Hg.): „Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken“, Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Isensee Verlag, Oldenburg 2017

Abb. 16 b | Ausstellungsplakat zur Sonderausstellung „Unter Verdacht“, 2019
© Städtisches Museum Göttingen

Viertens, und das ist nun wirklich ein Stereotyp: Das Zeigen der Rückseiten von Werken. Die Werke – im Besonderen Gemälde – erhalten so einen Objektcharakter und werden zum Sacharchiv. Aber kann man das nicht auch so betrachten, als ob man mit der Rückseite auch die Kehrseite der Werke und der Sammeltätigkeit betrachtet und aufdeckt? Will man die Kehrseite bewusst betonen und die Provenienzforschung negativ behaften?

Als *fünften* Stereotyp machte ich die große Schriftlichkeit aus. Schrift wird in Ausstellungen zu so einem Thema unvermeidbar. Schrift transportiert aber auch große Wissenschaftlichkeit, Wahrheit und Authentizität. Die Archivalien, die sich in den Ausstellungen befinden, unterstreichen dies fett.

Genau diese Archivalien möchte ich nun genauer betrachten und weiter unter diesem kritischen und etwas karikierenden Standpunkt beleuchten.

Als Anschauungsobjekt muss die gelungene Präsentation im Zeppelin Museum Friedrichshafen erhalten. Sie war bis Januar 2020 zu sehen: „Eigentum verpflichtet. Eine Kunstsammlung auf dem Prüfstand“. Die Ausstellung zeigte die Resultate der zweijährigen Forschungsarbeit zu der Kunstsammlung des Museums von der Provenienzforscherin Fanny Stoye und dem Museumsteam.

Selbsterfleischung

An sich ist die Präsenz von Archivalien im Ausstellungsraum nichts Neues, aber wenn Archivalien in Provenienzforschungsausstellungen auftauchen, dann erhalten diese eine ganz spezielle Rolle. Betrachten wir das Beispiel der Archivvitrine in der Ausstellung im Zeppelin Museum genauer:

Im ersten Raum der „Eigentum verpflichtet“-Ausstellung stehen zwei Vitrinen etwas verloren da. Sie bestehen aus je einem schwarzen rechteckigen Holzsockel und je einem passenden Glaskubus. In der linken Vitrine sind verblichene Papiere mit gezeichneten Registern und handschriftlichen Notizen ausgestellt. In der rechten steht eine Holzschublade mit gelblichen Papierkärtchen. Unverkennbar dank der Archivästhetik werden hier Archivalien präsentiert. Die linke Vitrine zeigt das Inventarbuch des Museums plus zwei ausgewählte Inventarkarten, die rechte eine ganze Schublade des Inventarschranks, wobei einige Karten kunstvoll arrangiert etwas herausgezupft worden sind. Der genaue Inhalt der Archivalien verschwindet hinter der genannten Archivästhetik: Vergilbtes Papier, fast unleserliche Handschrift, ausgebleichte Tinte, abgestoßene Ecken und Holz, Karton und Klebestreifen. Neben dem sowieso etwas spärlichen Informationsgehalt des Inhalts der Archivalien transportiert dieser Schaukasten noch etwas anderes: Hier in der Ausstellung werden Informationen gezeigt, die – durch wissenschaftliche Forschung entdeckt – aus einem echten Archiv kommen.

Das ist naheliegend. Denn die Ausstellung zeigt die Resultate von Forschung, die hauptsächlich in Archiven stattfindet. Das Archiv ist nämlich der Dreh- und Angelpunkt der Provenienzforschung, was sich dann auch in der Schau widerspiegelt. Das Zeigen von Archivalien, ja auch nur schon das Nennen von Archiven, verfolgt aber noch ein anderes Ziel, als nur das Nachvollziehbar-Machen der Resultate und das Verbildlichen der Forschung: Die Präsenz des Archivs – kein Archiv im Besonderen, sondern die Idee des Archivs als Speicher universellen Wissens – erwirkt eine zentrale Aussage für die Ausstel-

lung. Sie vermittelt Authentizität und Wahrheit. Rosmarie Beier-de Haan, bringt dies wunderbar auf den Punkt: *„Geschichte ist mit anderen Worten die Fabel, die Handlung, die die Gegenstände des Museums miteinander verwebt, sie mit Bedeutung erfüllt und sie als Abbild konstituiert; die Gegenstände mit ihrer Aura des Echten helfen ihrerseits, den Wahrheitsanspruch der Geschichte zu legitimieren.“*²

Das Archiv und die Archivalien spielen also eine ganz spannende Rolle in Ausstellungen. Verwenden wir sie aber in Ausstellungen zur Provenienzforschung, so taucht dazu die Aura der Selbsterfleischung auf. Denn woher kommen die Archivalien?

Die meisten, also Zeitungsausschnitte, Kaufquittungen, Briefe, Listen und Fotos stammen aus Archiven wie dem Zentralarchiv der Staatlichen Museen-Stiftung Preußischer Kulturbesitz; Archiven also, die sich im Innern von Institutionen der Museumswelt befinden, nicht nur geografisch, sondern auch strukturell.

Dazu lohnt es sich, kurz über das Archiv nachzudenken. Jacques Derridas Satz aus seinem berühmten Vortrag *Archive Fever* dient dabei als Ausgangspunkt: *“There is no political power without controll of the Archive, if not of memory”*.³

Das Archiv ist ein Ort der Autorität und Macht, des Wissens und der Erinnerung und somit auch ein Ort der Identität. Das Archiv ist das Herz einer Institution. Für Kunstmuseen sind das auch die Depots und ihre Sammlungen.

Was bedeutet es jetzt also, wenn in diesem Herz der Institution eine Forscherin arbeitet? Die ganze Forschungsarbeit hat etwas Gewalttätiges, es ist ein Herumwühlen in den Eingeweiden der Institution. Türen werden geöffnet (Archivtür), Kisten geöffnet, Briefe geschlitzt, Werke umgedreht oder sogar aus den Rahmen genommen, und dann wird endlich alles ans Licht gezerrt, in eine neue, archivfremde Umgebung gebracht und präsentiert und den Blicken eines Publikums ausgesetzt. Damit verbunden sind Vorstellungen des Aufdeckens und Ans-Licht-Bringens, was besonders in der Zeit des nationalsozialistischen Regimes an Unrecht geschehen ist.

Das Museum öffnet also seine Hülle und zerrt seine Geschichte ans Licht. Es drängt sich das Bild des Pelikans auf, der seine Brust aufreißt, um seine Jungen zu füttern. Für Jesus also, der sich selbst aufopfert, um die Menschheit zu retten. Das passt wunderbar zum Museum, das sich selbst opfert, um alle anderen Museen, ja die Institution Kultur, von der Sünde der Raubkunst weißzuwaschen und sie zu retten.

Selbstzweck

Die Frage nach dem Selbstzweck, stellt sich, wenn man hinter das Ausstellungsdisplay blickt.

Erstens wird Provenienzforschung an vielen Museen nur als Projekt mit zeitlicher Limitierung und externer Finanzierung durchgeführt. Auch im Lenbachhaus lief die Finanzierung über das Zentrum Kulturgutverluste Magdeburg und war für zwei Jahre angelegt. Durch diesen nur punktuellen Einsatz des Forschungsansatzes Provenienz hat die Provenienzforschung einen einmaligen Charakter. Dies vermittelt die Auffassung, dass ein Museum eine einmalige Reinigung durch eine in den Museumsbeständen wühlenden meist externen Forscherin durchlaufen muss, um danach den alltäglichen Betrieb wieder aufnehmen zu können und weiter zu machen, wie bisher.

Und zweitens wird Provenienzforschung erst betrieben, wenn ein Problem in der Sammlung oder während einer Leihanfrage auftaucht. Beim Kunstmuseum Bern war das der Fall: Erst durch den Erbgang der Sammlung Gurlitt an das Kunstmuseum Bern und der starke Verdacht auf Raubkunst wurde das Museum aktiv und holte unter anderem die Provenienzforscherin Dr. Nikola Doll ins Haus. Auch das Zeppelin Museum Friedrichshafen startete mit der Erforschung der Herkunft ihrer Sammlung erst, als eine Leihanfrage zu „Der barmherzige Samariter“ von Karl Caspar (1879–1956) zurückgezogen wurde, da der Name Gurlitt auftauchte.⁴

Fragezeichen

Meine Befürchtung ist nun, dass solche Ausstellungen zu einer Augenwischerei verkommen könnten. Ich befürchte, dass Ausstellungen wie *Eigentum verpflichtet* das Thema mit einem Häkchen versehen und die Museen zurück zum Alltag kehren könnten.

Konzipieren wir Museumsleute Provenienzforschungsausstellungen also nur zum Selbstzweck? Damit wir nach diesem schmerzhaften Prozess der Forschung weitermachen können wir bisher? Natürlich nicht!

Derartige Ausstellungen leisten nämlich viel. Die vielleicht wichtigste Errungenschaft lässt sich an den Titel ablesen: *Eigentum verpflichtet*! *Herkunft verpflichtet*! *Bestandsaufnahme*! Die Museen übernehmen Verantwortung und zeigen dies auch.

Zweitens: Die Museen vermitteln Transparenz. Sie geben Einblick in ihre Arbeit und ihre Bestände, in ihre Sammlungspolitik und in ihre Geschichte, in ihre Netzwerke und Beziehungen. Und nicht zuletzt auch Einblick in die Forschung und Diskussion unter Historiker*innen und Kunsthistoriker*innen.

Drittens erhalten die Werke in diesen Ausstellungen mehr Kontext, eine weitere Bedeutungsebene. Die geleistete Forschung führt unweigerlich zu mehr Kontext, in den die gezeigten Werke – ja Kunstwerke allgemein – eingebettet werden können. Sowohl in der Ausstellung *Eigentum verpflichtet* (2018) als auch zum Beispiel in *Restitutionspolitik* (2003) werden die gezeigten Kunstwerke in ihrer Eigenschaft als Zeugen und Stellvertreter benutzt und ihre Fähigkeit, als solche zu agieren, betont. Das heißt, die Kunstwerke werden als Objekte erfahrbar gemacht, die in der Geschichte reisten und Spuren dessen an sich tragen. Dies wird unter anderem durch die Art der Hängung visualisiert. Denn in vielen Provenienzforschungsausstellungen werden zurecht die Rückseiten gezeigt. Alexander Alberro unterstrich bereits vor fünfzehn Jahren das Potential von Rückseiten: *„Denn die Markierungen auf der Rückseite dieser Gemälde weisen auf eine Welt von Signifikanten hin, die tatsächlich genauso wichtig für die Konstruktion von Bedeutung sind wie die gemalten Elemente auf den Vorderseiten.“*⁵

Diese neu gewonnene Bedeutung ist ausnehmend wichtig für die Kunstgeschichte. Die Provenienzforschungsausstellung leistet aber noch mehr: Durch den neuen Kontext und die so geschaffene weitere Bedeutungsebene wird ein neuer Umgang mit Werken geschaffen, die in der Zeit des Nationalsozialismus systemkonform waren. NS-konforme Werke wurden durch genau diese Eigenschaft aus der Kunstgeschichte ausgeschlossen: Sie konnten nicht mehr in Ausstellungen gezeigt werden, da ihnen die dunkle Vergangenheit anhaftete, die nicht ignoriert werden konnte. Museen konnten die Werke nicht mehr in den Leihverkehr geben, da ein Raubkunstverdacht bestand. Doch Lucian Hölscher vermutete vor 20 Jahren: *„Aller Voraussicht nach wird sich die pauschale Ausgrenzung der im Dritten Reich geförderten und gefeierten Kunstwerke aus der Kunstgeschichte der Moderne, wie sie bis heute noch vielfach betrieben wird, nicht mehr lange halten lassen.“*⁶

Hölscher hatte mit seiner Vermutung aus heutiger Sicht durchaus Recht: Die Bilder, die die Nationalsozialisten als gut befunden hatte, finden heute dank der Provenienzforschung den Weg zurück in die Kunstgeschichte und somit auch in die Museen.

Ausblick

Selbsterfleischung und Selbstzweck sind starke Worte. Wie können wir diese Assoziation gerade deshalb vermeiden?

Die Selbsterfleischung vermeiden wir, indem wir das Erforschen unserer Sammlungsbestände nicht als Geißel sehen, die wir selbst schwingen müssen. Sondern im Gegenteil als eine produktive «Innenschau», wie es auch Bénédicte Savoy verlangt. Sie sagt nämlich: *„Diese kulturgeschichtliche Innenschau ist, in Europa, das erste Zeichen der Freundschaft und des Respektes, welches wir jenen geben können, die uns bereichert haben. Innenschau ist nicht Selbstgeißelung oder übereilte und konfuse Restitution von Dingen, von denen einige auch außerhalb Europas denken, dass die für den Moment gut bei uns aufgehoben sind.“*⁷

Die Provenienzforschung kann und soll nämlich mehr, als Unrecht aufdecken und die Museen an den Pranger stellen. Den Selbstzweck vermeiden wir, indem wir die Erwartungen an solche Ausstellungen überdenken und anpassen. Ziel ist weder eine Reinigung noch eine Wiedergutmachung, sondern in erster Linie eine Aufarbeitung. Das zweite Ziel soll das Generieren von Forschungsergebnissen sein, und somit das Schaffen von mehr Kontext und mehr Bedeutungsebenen.

Ich erwarte, dass die Ausstellungen zur Provenienzforschung nicht das Kapitel für die Museen schließen, sondern im Gegenteil, dass sie das Kapitel in eigener Handschrift weiterschreiben.

- 1 So zum Beispiel in folgenden Ausstellungstiteln: Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken. Landesmuseum Oldenburg (04.11.2017 bis 25.02.2018); Bestandsaufnahme Gurlitt: «Entartete Kunst» – Beschlagnahmt und verkauft, Der NS-Kunstraub und die Folgen. Kunstmuseum Bern und Bundeskunsthalle Bonn (vier Ausstellungen zwischen 03.11.2017 und 07.01.2019); Eigentum verpflichtet: Eine Kunstsammlung auf dem Prüfstand. Zeppelin Museum Friedrichshafen (04.05.2018 – 06.01.2020).
- 2 Beier-de Haan, Rosmarie: *Erinnerte Geschichte – Inszenierte Geschichte: Ausstellungen und Museen in der Zweiten Moderne*. Frankfurt am Main 2005. S. 178.
- 3 Derrida, Jacques: *Archive Fever: A Freudian Impression*. Chicago 1996.
- 4 Zeppelin Museum Friedrichshafen: *Erforschung der Provenienzen der nach 1945 erworbenen Bestände der Kunstsammlung* <https://www.zeppelin-museum.de/de/museum/kunst.php?artikel=34>. Zugriff 03.11.2018.
- 5 Alberro, Alexander: *Gespenster der Vergangenheit: Bundesleihgaben, der Königsplatz und Maria Eichhorns „Restitutionspolitik“*. In: Maria Eichhorn et al. (Hg.): *Restitutionspolitik*. Köln 2004. S. 35–52. S. 45.
- 6 Hölscher, Lucian: *Erinnern und Vergessen – Vom richtigen Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit.*, In: Ulrich Borsdorf und Heinrich Theodor Grütter (Hg.): *Orte der Erinnerung: Denkmal, Gedenkstätte, Museum*. Frankfurt am Main 1999. S. 111–127. S. 113.
- 7 Savoy, Bénédicte: *Die Provenienz der Kultur: Von der Trauer des Verlusts zum universalen Menschheitserbe*. Berlin 2018. S. 54.



Schwierige Dinge – ein Stadtlabor über Raubgut in Privathaushalten

Angela Jannelli und Gottfried Köbler

Zusammenfassung

Das Stadtlabor ist ein Format des Historischen Museums Frankfurt, in welchem gemeinsam mit Bürger*innen der Stadt Ausstellungen und Veranstaltungen erarbeitet werden. In diesem Rahmen wurde 2018 das Projekt „Schwierige Dinge“ durchgeführt, welches den Fokus auf NS-Raubgut in Privathaushalten legte. Vier Frankfurter Museen kooperierten dabei: Das Historische Museum, das Museum Angewandte Kunst, das Weltkulturen Museum und das Jüdische Museum. Ausgangspunkt war die Annahme einer „kollektiven Amnesie“ innerhalb der deutschen Bevölkerung betreffend den Verbleib von Gegenständen verfolgter Vorbesitzer in privaten Haushalten. Am Beginn stand ein medialer Aufruf in Frankfurt, sich bei den teilnehmenden Institutionen zu melden, sollte man verdächtige Objekte besitzen. Der Aufruf stieß aber nur auf geringe Resonanz. Der Großteil der insgesamt neun Teilnehmer des Projektes hatte bereits früher Kontakt zum Stadtlabor gehabt. In einer Reihe von Workshops recherchierten die Teilnehmer mit Hilfestellung durch Experten zur Provenienz ihrer Objekte. Dies beinhaltete auch Gespräche über persönliche Sorgen und Ängste bzgl. der Objekte sowie über ihre Präsentation in einer Ausstellung. Der gesamte Prozess wurde schriftlich und zeichnerisch dokumentiert und ebenfalls in der Ausstellung gezeigt. Das Projekt regte bei den Teilnehmern die Erforschung der eigenen Familiengeschichte an und ließ den Wunsch nach einem ständigen Beratungsangebot entstehen. Ein solcher Service könnte v. a. ein lohnendes Betätigungsfeld für kleinere, lokal verankerte Museen sein, da sich herausgestellt hatte, dass für Projekte dieser Art ein bereits bestehendes Vertrauensverhältnis von Vorteil ist. Auf diese Weise können Museen aktiv eine inklusive Erinnerungskultur mitgestalten.

Abstract

The city laboratory is an institution of the Historisches Museum Frankfurt creating events and exhibitions together with citizens of Frankfurt. One of the projects within this framework was "Schwierige Dinge" (Problematic things) in 2018 which focused on Nazi loot in private property. Four Frankfurt museums were cooperating: the Historisches Museum (Historical Museum), the Museum Angewandte Kunst (Museum Applied Arts), the Weltkulturen Museum (World Cultures Museum) and the Jewish Museum. The assumption of a "collective amnesia" concerning Nazi loot in private property formed the basis of the project. In the beginning, appeals for informing the participating institutions about such objects were transported via local Frankfurt media. The resonance was limited. Most of the nine participants had earlier contacts with the city laboratory. During various workshops the participants investigated the provenance of their objects assisted by experts, including talks about personal fears and worries connected to the objects as well as their presentation within an exhibition. The whole process was documented by interviews and drawings which were also shown in the exhibition. The project led to an investigation into the concerned family's history and aroused the wish for a permanent consultation service. Such a service could effectively be provided by smaller, locally established museums because it became apparent that projects of this kind are depending on an established relationship based on trust. Thus, museums could actively take part in creating an inclusive culture of remembrance.

„Schwierige Dinge“ war der Titel eines Stadtlabor-Projekts, das wir von Mai bis Oktober 2018 im Historischen Museum Frankfurt durchgeführt haben. Das Stadtlabor ist ein partizipatives und gegenwartsorientiertes Format, in dem wir zusammen mit Frankfurter*innen Ausstellungen und Veranstaltungen erarbeiten. Der Grundgedanke besteht darin, die unterschiedlichen Lebensrealitäten in unserer Stadt aus verschiedenen Perspektiven zu erforschen.¹

Die Idee, ein Stadtlabor über Raubgut in Privathaushalten zu realisieren, ergab sich aus der Entscheidung, die Wanderausstellung „Legalisierter Raub: Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933–1945“ zu übernehmen.² Diese durch das Fritz Bauer Institut (FBI) und den Hessischen Rundfunk (HR) erarbeitete Ausstellung war 16 Jahre lang durch Hessen getourt und sollte im Historischen Museum Frankfurt zum letzten Mal gezeigt werden. Da das Stadtlabor dezidiert gegenwartsorientiert ausgerichtet ist, beschlossen wir, den Fokus auf die heutigen Spuren und Folgen der NS-Geschichte zu setzen:





Ausgang

LEGALISIERTE RAUB
Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden
in Mainz 1932-1942

LEGALISIERTE RAUB
The Fiscal Authorities and the Plundering
of the Jews of Mainz 1932-1942



Das Dokument
aus dem Jahre 1932



**Sigmund Levi,
Mainz**

**Familie Haas,
Höchst i. O./Frankfurt**



An jedem der insgesamt 29 Ausstellungsorte realisierten die Ausstellungsmacher*innen des FBI und HR partizipative Rechercheprojekte mit Schulklassen oder Lokalhistoriker*innen, in denen es um die Aufarbeitung von „Raubgeschichten“ vor Ort ging. Die Präsentation dieser „Fälle“ zeigte deutlich, wie das im NS verübte Unrecht bis heute nachwirkt – auf materieller wie individueller Ebene. In der Wanderausstellung wurden ausgehend von den Objekten verschiedene Biografien von Verfolgten und ihren Familien rekonstruiert, d.h. es wurden vor allem die Geschichten derjenigen erzählt, die verfolgt, enteignet und ermordet wurden.

Mit dem Stadtlabor versuchten wir, den Fokus auf die Profiteure des legalisierten Raubs zu richten. Das Konzept für die „schwierigen Dinge“ wurde von den Autor*innen dieses Beitrags, Angela Jannelli und Gottfried Kößler vom Fritz Bauer Institut, entwickelt. Im Rahmen von zahlreichen in der Zeit des Nationalsozialismus durchgeführten Versteigerungen „aus jüdischem Besitz“ sowie der Ausstattung sogenannter „fliegergeschädigter Volksgenossen“ mit Hausrat aus den „verwaisten Wohnungen“ deportierter Juden haben Millionen von Gegenständen den Besitzer gewechselt. Am Anfang des Stadtlabors stand daher die Frage: Wo sind all die unter Zwang verkauften, beschlagnahmten, geplünderten und geraubten Dinge heute? Wie viel Raubgut findet sich heute noch in Privathaushalten? (Abb. 17)

Die „schwierigen Dinge“ standen dabei im Rahmen eines umfassenden Projekts, an dem insgesamt vier Frankfurter Museen beteiligt waren: Neben dem Historischen Museum wirkten das Jüdische Museum, das Museum Angewandte Kunst und das Weltkulturen Museum mit. Das vom Historischen Museum koordinierte Kooperationsvorhaben firmierte unter dem Titel „Gekauft. Gesammelt. Geraubt? Vom Weg der Dinge ins Museum“. In allen vier Ausstellungen ging es um die Spuren bzw. Auswirkungen des „legalisierten Raubs“ heute: Es ging um Raubgut in den Museumssammlungen und um die Rolle der Provenienzforschung. Die Ausstellung des Jüdischen Museums stand im Zeichen eines konstitutiven Verlusts, mit dem sowohl die Zerstörung der Jüdischen Gemeinden als auch der jüdischen Kulturgeschichte gemeint war.³ Das Weltkulturen Museum dehnte die Frage nach Raubgut auf Erwerbungen aus kolonialem Kontext aus. (Abb. 18)



Abb. 18 | Cover der nach Projektende erschienenen Dokumentation.
Grafik: Historisches Museum Frankfurt, Anna Risch / museon

Provenienzforschung in Privathaushalten?

Während die Provenienzforschung als Kernaufgabe des Museums heute weitestgehend anerkannt ist, wird die Frage nach der Herkunft der Dinge in Privathaushalten immer noch kaum gestellt. Durch Ausstellungen wie die zum „Legalisierten Raub“ oder Fernseh-Dokumentationen wie die Ende 2018 im MDR ausgestrahlte Sendung „Die Versteigerer – Profiteure des Holocaust“⁴ dringt die Tatsache, dass Millionen von Gegenständen, die Juden genommen worden waren und an die „NS-Volksgemeinschaft“ weitergegeben wurden, langsam (wieder) ins öffentliche Bewusstsein. Wir haben es hier mit einem weißen Fleck im kollektiven Gedächtnis zu tun: Während die Erinnerungen an den Luftkrieg, an Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg im Familiengedächtnis durchaus präsent sind, wird das Thema der persönlichen Bereicherung weitestgehend ausgeklammert und tradiert sich höchstens verdeckt, z.B. in Form von Anspielungen oder Gerüchten. Angesichts des Ausmaßes des „legalisierten Raubs“ sowie der großen Anzahl der Profiteur*innen, kann dies als eine Art von kollektiver Amnesie bezeichnet werden oder – wie Aleida Assmann es nennt – als defensives Vergessen, eine Form des Vergessens, das einer schweigenden Komplizenschaft gleichkommt und das die Täter*innen schützt und den Geschädigten schadet.⁵

Hier nur eine knappe Bestandsaufnahme: Seit 1933 waren durch Berufsverbote, Zwangsabgaben und Verordnungen praktisch alle als Juden Verfolgte gezwungen, ihren Besitz zu veräußern, in den meisten Fällen unter Wert. Nach ihrer Emigration oder Deportation wurde ihr verbliebener Besitz beschlagnahmt und versteigert: Hausrat, Kleidung, Schmuck, Spielzeug und Instrumente, aber auch Immobilien, Werkstätten, Firmen und Geschäfte, ganze Bauernhöfe und die dort lebenden Tiere wechselten den Besitzer. Aus dem besetzten Frankreich und den Benelux-Ländern ließ der „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ den Hausrat aus rund 70.000 „jüdischen Wohnungen“ ins Deutsche Reich transportieren, um die „fliegergeschädigten Volksgenossen“ neu auszustatten. Bis 1944 wurden rund 1 Million Kubikmeter sogenannter „Judenmöbel“ aus Frankreich und den Benelux-Ländern gebracht und vorwiegend im Westen und Norden Deutschlands verteilt.⁶ Wo sind all diese Dinge heute?

Auf der Suche nach „schwierigen Dingen“

Für das Stadtlabor suchten wir Alltagsgegenstände von Frankfurter*innen, die aus ehemals jüdischem Besitz stammten. Zusätzlich sollten auch Gegenstände aufgenommen werden, die keine jüdischen Vorbesitzer*innen hatten, aber dennoch im NS unrechtmäßig erworben worden waren, wie z.B. Erwerbungen von Wehrmatsangehörigen in besetzten Gebieten. So kam z.B. eine russische Ikone zu den „schwierigen Dingen“, die der Vater der Besitzerin von seinem Kriegseinsatz in Weißrussland mitgebracht hatte. (Abb. 19)

Aus früheren Anfragen an das Historische wie das Jüdische Museum sowie das Fritz Bauer Institut wussten wir, dass in vielen Familien „schwierige Dinge“ existieren. Ihre problematische Erwerbsgeschichte ist in den meisten Fällen nur rudimentär oder indirekt in Form von Anspielungen oder Gerüchten überliefert: Bei vielen der heutigen Besitzer*innen nährten solche Anspielungen die Vermutung, dass mit den Dingen „etwas nicht stimmt“, dass „etwas an der Geschichte faul ist“. Vor dem Hintergrund einer mittlerweile in weiten Teilen der Gesellschaft etablierten Erinnerungskultur lassen die heutigen Besitzer*innen immer mehr Zweifel und Fragen an der rechtmäßigen Herkunft solcher Dinge zu.⁷ Dies gilt auch für Gegenstände, die auf dem Flohmarkt erworben oder in einer Wohnung vorgefunden wurden, zu denen also kein familiengeschichtlicher Bezug besteht. Hier ist es dann allerdings nicht das Gerücht, das Hinweise auf einen möglichen Unrechtskontext gibt, sondern eher Spuren auf dem Objekt selbst, wie z.B. Widmungen oder Ex Libris in Büchern, Stempel und Signaturen der ursprünglichen Besitzer*innen auf Möbelstücken oder auch Versteigerungsmarken und Losnummern von Auktionen, die sich noch auf den Gegenständen befinden.

Der Aufruf zur Teilnahme am Stadtlabor erfolgte über die Medien, die ihn auch mit großem Interesse in ganz Hessen verbreiteten. Doch trotz der medialen Aufmerksamkeit in Zeitungen, Radio und Fernsehen meldeten sich auf die Aufrufe nur fünf Personen, von denen dann letztendlich nur drei teilnahmen. Insgesamt beteiligten sich neun Personen am Stadtlabor. Die übrigen sechs Teilnehmer*innen waren bereits durch andere partizipative Projekte mit dem Historischen Museum und dem Stadtlabor vertraut. Das spricht dafür, dass ein bereits zum Museum bestehendes Vertrauensverhältnis eine wichtige Grundlage für die Teilnahme darstellte. Wir vermuten, dass die Vorstellung, sich öffentlich dazu zu bekennen, mögliches NS-Raubgut zu Hause zu haben bzw. zu den Profiteur*innen des Holocaust zu gehören, offenbar selbst bei den



Abb. 19 | Kriegsbeute oder Souvenir? Eine Ikone wird zum „schwierigen Ding“.
© Historisches Museum Frankfurt, Foto: Horst Ziegenfusz

heutigen, nicht unmittelbar an den Taten von damals beteiligten Besitzer*innen immer noch schwer erträglich und mit starken Gefühlen wie Angst oder Scham besetzt ist. Wer bereits die Erfahrung gemacht hatte, mit dem Historischen Museum und dem Stadtlabor einen vertrauenswürdigen Partner gefunden zu haben, der für einen sicheren Rahmen sorgt, konnte sich offenbar leichter auf dieses Wagnis einlassen. Als Projektteam hatten wir mit Gefühlen der Scham und des Unbehagens gerechnet und daher im Vorfeld die Möglichkeit einer anonymen Teilnahme eingeräumt. Keine*r der Beteiligten hatte diese Möglichkeit aber letztendlich genutzt.

Neben der bereits erwähnten Ikone wurden folgende „schwierigen Dinge“ ins Stadtlabor eingebracht:

- eine Tischdecke, die in der Familie des Besitzers als „jüdische Gebetsdecke“ weitergegeben worden war (Abb. 20);
- ein Silberlöffel, der als Teil eines großen mehrteiligen Silberbestecks in eine Familie vertriebener Frauen kam. Sie hatten es als Lohn für Schneiderarbeiten von einer Bauernfamilie erhalten, bei der sie auf der Flucht untergekommen waren;
- ein Stuhl aus den 1920/30er Jahren vom Flohmarkt, auf dessen Unterseite sich eine Losnummer aus einer Versteigerung befindet;
- ein Nähtischchen, über dessen Geschichte der heutige Besitzer wusste, dass es von einer jüdischen Familie „zum Dank für geleistete Hilfe“ den Großeltern des heutigen Besitzers geschenkt worden sei;
- eine gründerzeitliche Villa, Arbeitsort des Stadtlaboranten;
- ein Goldkettchen mit einem eingravierten Namen und Davidstern;
- ein Leinentuch aus einem unrechtmäßig geöffneten Postpaket;
- die „Miersch-Liste“, eine direkt nach dem Krieg auf Druck der US-amerikanischen Besatzer erstellte Liste, auf der Immobilien verzeichnet waren, die durch „Arisierung“ in den Besitz der Stadt Frankfurt gelangt waren.

Außer der Liste, der Villa und dem Stuhl stammten alle „schwierigen Dinge“ aus der Familie der heutigen Besitzer*innen.⁸ (Abb. 21 a/b)

Der Stadtlabor-Prozess

Für das Stadtlabor entwickelten wir eine sechs Termine umfassende Workshop-Reihe, die zusammen mit der Historikerin Ann-Kathrin Rahlwes und dem Archivar des FBI, Johannes Beermann-Schön, durchgeführt wurde. Sie standen den Stadtlaborant*innen auch außerhalb der Workshops für individuelle Beratung und Begleitung bei den Archivrecherchen zur Verfügung.

Im Stadtlabor sollten nicht nur die Ergebnisse der Recherchen, sondern der gesamte Recherche- und Erkenntnisprozess dokumentiert werden. Daher ging es im ersten Workshop darum, den Ausgangspunkt der Stadtlaborant*innen festzuhalten. In einer Vorstellungsrunde stellten sie sich und ihre „schwierigen Dinge“ vor. Wir baten sie, folgende Fragen zu beantworten: Woher stammt der Gegenstand? Was ist über seine Geschichte bekannt? Gibt es Familienangehörige, die mehr wissen könnten? Existieren alte Familienfotos, auf denen das Objekt zu sehen ist und die bei der Datierung weiterhelfen könnten? Was wissen Sie über die Geschichte Ihrer Familie im Nationalsozialismus? Insbesondere die letzte Frage war wichtig, da eine Recherche zur Herkunft des Objektes in fast allen Fällen auch eine Auseinandersetzung mit der Geschichte seiner Vorbesitzer*innen, sprich der eigenen Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern, voraussetzte.

Zu Beginn hatten sich alle Projektteilnehmer*innen verpflichtet, vertraulich mit den in den Workshops ausgetauschten Informationen umzugehen. Am Ende des ersten Workshops standen Einzelgespräche. Ann-Kathrin Rahlwes und Johannes Beermann-Schön gaben individuelle Empfehlungen für die Archivrecherchen und benannten konkrete Quellenbestände in Archiven samt Kontaktadressen und Sekundärliteratur. Sara Soussan, Mitarbeiterin des Jüdischen Museum Frankfurt, gab Auskunft zu Judaica und Alltagsgegenständen jüdischer Familien. Unsere Aufgabe bestand darin, mit den Teilnehmer*innen über ihre Erwartungen und Ängste zu sprechen (diese Rolle übernahm Gottfried Köbler) bzw. die Präsentation der „schwierigen Dinge“ in der Ausstellung zu diskutieren (Angela Jannelli). Auf Basis der Antworten auf die genannten Fragestellungen verfassten wir Texte, die in Form von stilisierten Sprechblasen neben den Objekten aufgestellt wurden. Die Objekte und Texte wurden in der Ausstellung nüchtern und möglichst „unauratisch“ in einem Metallregal präsentiert, vor dem große Arbeitstische aufgestellt waren. Der Labor- und Werkstatt-Charakter sollte sich auch szenographisch vermitteln. (vgl. S. 78, Abb. 12)



Abb. 20 | Eine Tischdecke weist die Spur: Die Großmutter war als Antiquitätenhändlerin an der Versteigerung jüdischen Hausrats beteiligt. © Historisches Museum Frankfurt, Foto: Horst Ziegenfusz

Der zweite Workshop begann mit einer Einführung in die Methoden und Möglichkeiten der Archivrecherche. Die Stadtlaborant*innen erhielten Informationen, welche Archive für welche Frage angesprochen werden können und wie Quellen aus der Zeit des NS heute gelesen und interpretiert werden können. Wir stellten auch einen Handapparat mit den wichtigsten Überblicksdarstellungen zu den Themen „Arisierung“ und „Wiedergutmachung“ zur Verfügung, der gut angenommen wurde und half, das eigene „schwierige Ding“ in einen größeren historischen Kontext einzuordnen.



Abb. 21 a/b | Raubgut oder Flohmarktschätzchen? Auf der Unterseite des Stuhls befindet sich eine Losnummer. Wann und wie wurde der Stuhl versteigert? © Historisches Museum Frankfurt, Foto: Horst Ziegenfusz

Es folgte für die Stadtlaborant*innen eine erste Recherchephase von vier Wochen, bei der sie nach Bedarf von den Expert*innen beraten und begleitet wurden. Der Austausch der dabei gemachten Erfahrungen stand im Mittelpunkt des dritten Workshops: Wo habe ich recherchiert? Was habe ich erfahren? Welche Anfragen waren erfolgreich? Wie geht es mir mit dem, was ich erfahren habe oder nicht herausbekommen konnte? Die vertrauensvolle Atmosphäre, in der auch Ängste und Zweifel zur Sprache kamen, bestärkte die Stadtlaborant*innen darin, den oft mühsamen Researchweg weiterzugehen und den Austausch mit Familienangehörigen über die teils unerwarteten Ergebnisse zu suchen.

Der letzte Stadtlabortermin, der weitere vier Wochen später stattfand, diente dazu, den Projektabschluss vorzubereiten: Was konnte ich erfahren? Was nicht? Welche Erkenntnisse habe ich durch mein neu erworbenes Wissen über den NS, meine Familie, etc. gewonnen? Was hat sich bei mir oder in meiner Familie verändert? Wie hat sich mein Verhältnis zu meinem „schwierigen Ding“ verändert? Gemeinsam mit den Stadtlaborant*innen besprachen wir auch, wie die Rechercheergebnisse der Öffentlichkeit präsentiert werden sollten. Es wurden kurze Audio-Interviews aufgezeichnet, die als Grundlage für Trickfilme dienten, die der Zeichner und Medienkünstler Ralph Mann anfertigte.⁹

Unsere Rolle als Kurator*innen bestand in erster Linie darin, den Prozess zu begleiten und für die Ausstellung festzuhalten sowie mit den Teilnehmer*innen über ihre Erwartungen und Ängste zu sprechen. In der Rückschau erwähnten die Teilnehmer*innen, dass die Unterstützung bei der Archivrecherche und die wissenschaftliche wie emotionale Begleitung des Workshops für sie eine enorme Erleichterung dargestellt hatte. Positiv wurde auch die Reflexion des eigenen Researchwegs in der Gruppe hervorgehoben, der von Sackgassen, Leerstellen und neuen Fragen gekennzeichnet war. Gerade die Konfrontation mit den Leerstellen sowie die Erfahrung, dass viele Fragen ungeklärt bleiben müssen, da es weder Quellen noch Zeugen gibt, die Auskunft geben können, waren wichtige Erkenntnisse im Bereich der historisch-politischen Bildung. Gleichzeitig erfuhren die Teilnehmer*innen aber auch, welchen Stellenwert Archive haben, welche Dokumente aufbewahrt und wie sie gelesen werden können und wie viele Informationen eine gezielte Recherche an den Tag bringen kann. Das Stadtlabor „schwierige Dinge“ ist in diesem Sinne auch als ein archivpädagogisches Projekt zu werten.

Erkenntnisse

Objekte stehen vor Geschichten

Die Geschichte der „schwierigen Dinge“ konnte nur im Fall der Villa aufgeklärt werden. Im Stadtlabor wurde jedoch die Suche selbst zum Thema – als eine Form, sich den heute noch spürbaren Belastungen der Nachgeschichte des Nationalsozialismus zu stellen und das eigene Verhältnis zur Geschichte zu klären.

Es waren dann weniger die Ergebnisse, als vielmehr die Erfahrungen bei der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Dinge besonders wichtig. Für viele Teilnehmer*innen war die Auseinandersetzung mit den „schwierigen Dingen“ ein Anlass, sich der eigenen Familiengeschichte zu stellen und ein Gespräch über die Verwicklung der eigenen Vorfahren in den NS bzw. den Umgang damit in der Nachkriegszeit zu beginnen. Die „schwierigen Dinge“ waren oft ein Anlass, schon lange verspürte Zweifel zuzulassen und sich schon zuvor im Raum stehenden Fragen zu stellen. Die Beteiligung am Projekt half dabei, Ängste zu überwinden, z.B. vor ablehnenden Reaktionen aus der Familie. Auch hier zeigte sich nochmals, wie sehr der Rahmen des Museums Sicherheit bot. In der Gruppe war es möglich, diffuse Schuldgefühle gegenüber den vorherigen Besitzer*innen zu thematisieren oder sich zu fragen, wie man verantwortungsvoll und den historischen Belastungen angemessen mit den „schwierigen Dingen“ umgehen sollte. Gerade bei denjenigen, deren „schwierige Dinge“ keinen familiären Bezug aufwiesen, stand dieser Aspekt im Mittelpunkt: Wie kann ich dazu beitragen, dass der Opfer gedacht wird? Dass das Unrecht nicht vergessen wird, was kann ich dem „Be-Schweigen“ entgegensetzen?¹⁰

Für zwei Teilnehmerinnen bedeutete dies, ihre „schwierigen Dinge“ nach Projektende nicht wieder zu Gebrauchsgegenständen werden zu lassen. Sie sind heute aus ihrem Funktionszusammenhang genommen und dienen sozusagen als „privates Mahnmal“, das nicht mehr losgelöst von seiner schwierigen Geschichte benutzt oder weitergegeben werden kann. Über das „schwierige Ding“ entsponnen sich auch Gespräche mit Freund*innen, Bekannten und Familienangehörigen. Das Projekt konnte so auch über seine Dauer im Museum und den Kreis der Teilnehmer*innen hinaus Wirkung entfalten und regte zu einer breiteren Beschäftigung mit Erinnerungskultur an. Denn – wie es Aleida Assmann in einem Vortrag formulierte – Erinnerungskultur ist menschengemacht, sie ist auf Menschen angewiesen, die sie formen und gestalten.¹¹ (Abb. 22)

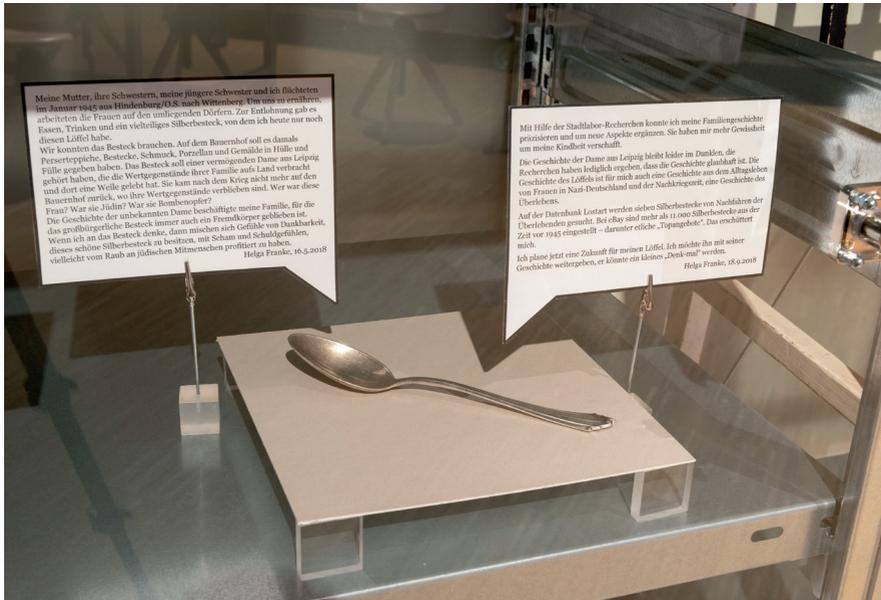


Abb. 22 | Die Stadtlaborantin Helga Franke beschloss, ihren Löffel als „privates Mahnmal“ zu behandeln.
© Historisches Museum Frankfurt, Foto: Horst Ziegenfusz

Nach dem Erstcheck? Anknüpfungspunkte für lokale Museen

Indem die Stadtlaborant*innen ihre „schwierigen Dinge“ im Museum veröffentlichten, wurde der Blick auf eine Leerstelle in der scheinbar so elaborierten deutschen Erinnerungskultur gelenkt: Die „schwierigen Dinge“ lenkten den Blick auf die Widerstände und Wissenslücken in Bezug auf die Profiteur*innen des NS. Es zeigte sich aber auch deutlich, dass die „schwierigen Dinge“ Zugänge zu Wissen und zu historischen Kontexten eröffnen und dadurch gleichzeitig eine Reflexion der eigenen Familienbiografie bzw. der eigenen Verantwortung als Träger der Erinnerung ermöglichen können. (Abb. 23)



Abb. 23 | Zeichnerische Dokumentation des Workshops. Die Stadtlaborant*innen stellen sich und ihre „schwierigen Dinge“ vor. © Historisches Museum, Ralph Mann

Nach dem Stadtlabor hatten viele der Beteiligten den Wunsch nach einem ständigen Beratungsangebot geäußert. Denn das Stadtlabor hatte sie zur weiteren Erinnerungsarbeit angeregt, hatte Impulse für weitere Recherchen in der Familie oder Stadt gesetzt, die die Teilnehmer*innen gerne mit Unterstützung durch das Museum und die Expert*innen durchgeführt hätten.

Gerade für kleinere, lokal verankerte Museen eröffnet sich hier ein neues Betätigungsfeld. Ausgehend von dem kritischen Umgang mit der eigenen Sammlung könnten Rechercheseminare für die Einwohner*innen aus der Umgebung angeboten werden. Viele solcher Museen genießen aufgrund der großen Nähe und engen Verbindung zur Bevölkerung das Vertrauen der lokalen Communities. Sie müssen ggf. weniger Zeit und Aufwand in vertrauensbildende Maßnahmen investieren als dies z.B. bei Kreis- oder Landesmuseen der Fall ist. Andererseits ist man als Museumsleiter*in oder Kurator*in auch in die Community eingebunden und wird daher evtl. nicht mehr als „neutral“

wahrgenommen. Hier kann es helfen, wenn externe Partner*innen hinzukommen. Die Zusammenarbeit mit ihnen kann einen Ausweg aus diesem Dilemma bieten.

Bei den „schwierigen Dingen“ erwies sich die Zusammenarbeit des Historischen Museums mit dem Fritz Bauer Institut und der freischaffenden Historikerin Ann-Kathrin Rahlwes als äußerst fruchtbar. Sie brachten ihre fundierte historische Expertise in Bezug auf den NS sowie die Archivlandschaft und Recherchemöglichkeiten ein und eröffneten damit uns als Kuratorin/Kurator die Möglichkeit, den Prozess im Blick zu behalten. Durch die Arbeitsteilung war es möglich, Recherche und Reflexion personell zu trennen. Es oblag nicht uns als Kurator*innen, im Rechercheprozess die mit dem Gegenstand verbundenen „schwierigen Dinge“ ans Licht zu bringen, unsere Rolle bestand vielmehr darin, für den sicheren Rahmen zu sorgen, in dem wir gemeinsam die Bedeutung und Konsequenzen der Rechercheergebnisse reflektieren konnten: Was machen wir jetzt damit? Mit dem neuen Wissen, und mit den „schwierigen Dingen“?

In den 1990er Jahren prägte die US-amerikanische Museumstheoretikerin Elaine Heumann Gurian den Slogan vom Museum als „safe space for unsafe ideas“, also vom Museum als sicherem Ort für unsichere/verunsichernde Gedanken. Dies ist ein Pfund, mit dem wir Museumsmitarbeiter*innen wuchern können, aber auf dem wir uns nicht ausruhen dürfen. Denn, wie Heumann Gurian anmahnt, wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass das Museum für viele kein „safe space“ ist.¹² Für große Teile der Gesellschaft wird das Museum nicht als Referenzort für die eigene Geschichte wahrgenommen, eine Relevanz für das eigene Leben wird nicht gesehen. Dies liegt sicher auch daran, dass in vielen Museen Geschichte immer noch in Form eines ethnisch-nationalen Narrativs dargestellt wird, das in der heutigen diversen Gesellschaft nicht mehr greift. Dies gilt umso mehr für NS-Geschichte und den Holocaust. Bereits im Jahr 2000 mahnte Hanno Loewy an, das Erinnern an den Holocaust nicht als „nationales Exklusionsprojekt“ zu instrumentalisieren, sondern an einer inklusiven Erinnerungskultur zu arbeiten.¹³

Museen – auch und gerade die lokalen Museen – können sich hier als aktive Mitgestalter der Erinnerungskultur positionieren. Als vertrauenswürdige Orte mit hoher Glaubwürdigkeit können sie als Kristallisationsort für das lokalhistorische Wissen dienen und es auch für die „neuen Deutschen“ anschlussfähig machen. Dies ist gerade in Bezug auf das Erinnern des Holocausts wichtig, der ja als zentraler Bestandteil des deutschen kollektiven Gedächtnisses definiert wird.¹⁴ (Abb. 24)



Abb. 24 | Johannes Beermann-Schön im Gespräch mit einer Stadtlaborantin
 © Historisches Museum Frankfurt, Ralph Mann

Gerade die „schwierigen Dinge“ eignen sich gut hierfür. Denn „schwierige Dinge“ gehören nicht nur denen, deren Vorfahren unmittelbar am NS beteiligt waren. Auch über Recherchen zu Leuten, die vorher in der eigenen Wohnung lebten, zu verfolgten Schüler*innen an der eigenen Schule, den Vorbesitzer*innen der eigenen Firma, etc. wird NS-Geschichte anschlussfähig.

Die desaströse Personalsituation gerade an kleineren Museen ist das größte Hindernis für eine solche Öffnung und Gestaltung der Museumsarbeit. Hier können nur Bündnisse und Kooperationen Abhilfe schaffen, z.B. mit Archiven, Gedenkstätten oder den Landeszentralen für politische Bildung. Solche Projekte könnten aus der Gedenkstätten- bzw. Archivpädagogik oder der historisch-politischen Bildung nicht nur inhaltlich unterstützt, sondern auch finanziert werden. Die Zusammenarbeit mit Kolleg*innen aus anderen erinnerungspolitisch engagierten Institutionen bedeutet einen Zuwachs von Expertise und auch eine Aufteilung der Aufgaben.

Dass es einen Bedarf gibt, wurde auch im Lauf der Ausstellung klar: Im Verlauf der Ausstellung gaben weitere Personen ihre „schwierigen Dinge“ ab, beteiligten sich aber nicht am Stadtlabor: Postkarten, Leuchter, ein Ausweis für „fliegergeschädigte Volksgenossen“. Das Ausstellen hatte hier eine entlastende Funktion. Oft wurde der Wunsch formuliert, die „schwierigen Dinge“ nicht mehr zurück erhalten zu wollen, sondern sie im Museum zu belassen. Diesem Wunsch haben wir nicht entsprochen, da das Museum keine Institution sein kann, wo man die „schwierigen Dinge“ abgibt und sich damit der mit den Gegenständen verbundenen problematischen Geschichte entledigt. Es soll ein Ort des Rememberns sein, nicht des Verdrängens.

1 <https://historisches-museum-frankfurt.de/de/stadtlabor>, Zugriff 5.2.2020.

2 <https://www.fritz-bauer-institut.de/ausstellungen/legalisierter-raub>, Zugriff 5.2.2020.

3 Die einzelnen Projekte sind in der Dokumentation ausführlich beschrieben:

Historisches Museum Frankfurt (Hg.): Gekauft. Gesammelt. Geraubt? Vom Weg der Dinge ins Museum. Ein Kooperationsprojekt von vier Museen der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 2019.

Weitere Projektbeschreibungen auf den Websites der einzelnen Museen:

https://historisches-museum-frankfurt.de/de/geerbt_gekauft_geraubt

<https://www.juedischesmuseum.de/erkunden/detail/geraubt-zerstoert-verstreut/>

<https://www.museumangewandtekunst.de/de/besuch/ausstellungen/geraubt-gesammelt-getauscht-die-sammlung-pinkus-ehrlich-und-das-museum-angewandte-kunst/>

<https://www.weltkulturenmuseum.de/de/ausstellungen/archiv/10030>

Zugriff bei allen 14.2.2020.

4 In dem im November 2018 im MDR ausgestrahlten Dokumentarfilm „Die Versteigerer – Profiteure des Holocaust“ zeichnen die Filmemacher Jan N. Lorenzen und Michael Schönherr anhand der Akten des Leipziger Versteigerers Hans Klemm das gigantische Ausmaß des legalisierten Raubs an den Juden nach. <https://www.mdr.de/zeitreise/die-versteigerer-der-film-100.html>, Zugriff 4.2.2020.

- 5 Assmann, Aleida: Formen des Vergessens. Göttingen 2016.
- 6 Hemken, Christina: Der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg und die „M-Aktion“.
In: Christina Hemken, Karl-Heinz Ziessow (Hg.): Im Schatten des totalen Krieges: Raubgut, Kriegsgefangenschaft und Zwangsarbeit. Kataloge und Schriften des Museumsdorfs Cloppenburg, Heft 37. S. 185–196. Cloppenburg 2018. S. 189.
- 7 Die meisten der am Stadtlabor beteiligten Personen waren in der Nachkriegszeit geboren, drei Stadtlaborantinnen gehörten der 2. Nachkriegsgeneration an.
- 8 Für eine Darstellung der „schwierigen Dinge“:
https://historisches-museum-frankfurt.de/geerbt_gekauft_geraubt/videos, Zugriff 12.02.2020.
- 9 Ebd.
- 10 Ein weiterer Aspekt wurde von Evin Oettingshausen im Rahmen einer an der Universität Oldenburg entstandenen Masterarbeit herausgearbeitet: Das öffentliche Zeigen der „schwierigen Dinge“ ist auch als eine Entlastung zu werten für „die seit Jahrzehnten um Anerkennung kämpfenden Überlebenden, weil dadurch die Vergangenheitsbewältigung um eine (selbst-) kritische Stimme erweiterbar [ist], die der Profiteur_innen“. Oettingshausen, Evin: „Entfernte Dinge“ – NS-verdächtige Gegenstände aus Privathaushalten. Eine Untersuchung zu möglichen Subjekt-Objekt-Bedeutungen am Beispiel des Historischen Museum in Frankfurt. Unveröffentlichte Magisterarbeit im Studiengang Museum und Ausstellung der Universität Oldenburg 2019. S. 91.
- 11 <https://www.youtube.com/watch?v=Z3i-U2VDoUw>, Zugriff 14.2.2020.
- 12 <https://www.aam-us.org/2018/11/15/museopunks-episode-31-are-museums-safe-spaces-for-unsafe-ideas/>, Zugriff 14.02.2020.
- 13 Loewy, Hanno: Deutsche Identitäten vor und nach dem Holocaust. In: Hans Erler, Ernst Ludwig Ehrlich (Hg.): Jüdisches Leben und jüdische Kultur in Deutschland. Geschichte, Zerstörung und schwieriger Neubeginn. Frankfurt/Main 2000. S. 240–251; zitiert nach: Messerschmidt, Astrid: Erinnerungsstrategien – bildungstheoretische Perspektiven auf die Aneignung des Holocaust-Gedächtnisses. In: Ludwig A. Pongratz, Wolfgang Nieke, Jan Masschelein (Hg.): Kritik der Pädagogik – Pädagogik der Kritik. Opladen 2004. S. 98f.
- 14 Siehe hierzu Rothberg, Michael: Multidirectional Memory in Migratory Settings: The Case of Post-Holocaust Germany. In: Chiara De Cesari, Ann Rigney (Hg.): Transnational Memory. Circulation, Articulation, Scales. Berlin 2015. S. 123–145.

Podiumsdiskussion

bearbeitet von Maik Jachens
und Claudia Andratschke

Zusammenfassung

In der Podiumsdiskussion wurde zu unterschiedlichen Fragen der Provenienzforschung diskutiert, insbesondere ihre nachhaltige Vermittlung betreffend. Die Diskussion startete mit dem allgemeinen Sinn und Zweck der Provenienzforschung. Daraufhin wurden die Untersuchungsgegenstände in den Blick genommen, verbunden mit der Frage, ob es wirklich notwendig sei, auch scheinbar unbedeutende Alltagsgegenstände zu untersuchen, was von allen Teilnehmer*innen der Runde bejaht wurde. In diesem Zusammenhang wurde auch über die Bedeutung solcher Objekte für die Museen einerseits und die Nachfahren der Opferfamilien des Nationalsozialismus andererseits gesprochen. Im Anschluss wurde auf Kritik an der Provenienzforschung eingegangen. Schwerpunkt war zunächst die angeblich drohende „Leerräumung“ der Museen. Diese Angst wurde von den Teilnehmer*innen nicht geteilt. Stattdessen wiesen sie auf die positive mediale Wirkung von Restitutionen hin. Die Kritik an der verzögerten Umsetzung der Washingtoner Prinzipien von 1998 wurde zwar geteilt, die Bilanz nach zwanzig Jahren aber dennoch positiv beurteilt. Im nächsten Block wurde über Fragen der Vermittlung von Ergebnissen der Provenienzforschung diskutiert. Kontroversen entsponnen sich zum einen über das Maß der Einbeziehung von Opfern und ihren Erb*innen sowie der Trennung bzw. Vermischung von Fragen der Forschung und Vermittlung. Die Teilnehmer*innen kritisierten die zumeist noch befristeten Beschäftigungsverhältnisse von Provenienzforscher*innen und die damit verbundene, nur punktuell betriebene Forschung. Dadurch gehe zu viel Wissen verloren. Schließlich erhielt das Publikum die Möglichkeit, Fragen zu stellen. Die Runde endete mit Abschluss-Statements der Teilnehmer*innen.

Abstract

During the panel discussion different questions of provenance research were discussed especially concerning its sustainable mediation. The discussion started by dealing with the general purpose of provenance research. Then the panel talked about objects of investigation related to the question if it is necessary to investigate even on small objects of daily use which the panel confirmed. In this context the participants discussed the meaning of such objects for both the museums and the descendants of victims of National Socialism. The next topic focussed on critique against provenance research. The panel did not share the fear of the alleged threat of empty museums. Instead, they highlighted the positive effects of a restitution transported by the media. Critique against the late realization of the Washington Principles of 1998 was shared but the results after twenty years were seen to be positive. Afterwards the discussion switched to mediation of provenance research results. The level of involvement of victims and their descendants were part of a controversy amongst the panel as well as the separation or mixing of research and mediation. Critique was raised against many provenance researchers limited contracts of employment and thus an only selective research. By following this path, a lot of knowledge is lost. Finally, the audience was given the opportunity to ask questions. In the end every participant of the discussion formulated a final statement.

Den Abschluss der Tagung „Nach dem Erstcheck. Provenienzforschung nachhaltig vermitteln“ am 4. November 2019 im StadtMuseum Einbeck bildete eine Podiumsdiskussion. Unter der Moderation von Jan Fragel, freier Journalist aus Göttingen, diskutierten miteinander: (Abb. 25)

Anja Gubelmann, Kunsthistorikerin aus Zürich mit dem Arbeitsschwerpunkt Museologie und Archive in der Kunst,

Angela Jannelli, Historisches Museum Frankfurt, Kuratorin des Stadtlabors „Schwierige Dinge – Raubgut in Privatbesitz“ und von „Bibliothek der Generationen – Offenes Archiv!“,

Marcus Kenzler, Provenienzforscher am Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg und Kurator der Ausstellung „Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken“,

Silke Reuther, Provenienzforscherin am Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg und Kuratorin der Ausstellung „Raubkunst? Provenienzforschung zu den Sammlungen des Museums für Kunst und Gewerbe Hamburg“,

Johannes Schwartz, Provenienzforscher der Museen für Kulturgeschichte und des Stadtarchivs Hannover sowie Kurator der Sonderausstellung „Spuren der NS-Verfolgung. Über Herkunft und Verbleib von Kulturgütern in den Sammlungen der Stadt Hannover“ im Museum August Kestner,

Edward van Voolen, Abraham-Geiger-Kolleg an der Universität Potsdam, Rabbiner in Göttingen und ehemaliger Kurator des Jüdisch Historischen Museums Amsterdam.



Abb. 25 | Podiumsdiskussion als Abschluss der Netzwerk-Tagung „Nach dem Erstcheck“ im StadtMuseum Einbeck, 4.11.2019 © Landschaftsverband Südniedersachsen Göttingen, Foto: Astrid Vettel

Jan Fragel: Die erste Frage soll nicht unterstellen, dass Sie Ihre Arbeit nicht richtig machen, sondern zielt vielmehr darauf ab, wie Sie den Sinn der Provenienzforschung vermitteln: Warum brauchen wir heute überhaupt Provenienzforschung? Was bringt sie?

Silke Reuther: Provenienzforschung gibt den Häusern die Gelegenheit, ihre eigene Geschichte zu erforschen. Neben der Erforschung der Altbestände lässt sich überdies allgemein beobachten, dass die Sammlungen in den Museen wachsen, die Herkunft von Objekten muss entsprechend auch bei Neuzugängen oder anderen Neuzugängen geprüft werden.

Edward van Voolen: Provenienzforschung gilt auch für Judaica-Sammlungen und ist entsprechend eine Aufgabe für alle Museen, inklusive der jüdischen Museen.

Marcus Kenzler: Insgesamt hat die Provenienzforschung ja erst spät eingesetzt – die Washingtoner Erklärung wurde schließlich schon 1998 verabschiedet. Insofern ist diese Aufgabe umso dringender.

Johannes Schwartz: Gerade weil über Jahrzehnte viel zu wenig gemacht wurde, bietet Provenienzforschung die Gelegenheit, die Geschichte des eigenen Hauses zu erforschen, insbesondere die Sammlungsgeschichte in der Zeit des Nationalsozialismus unter die Lupe zu nehmen und damit wiederum ethische Diskussionen anzuregen.

Angela Jannelli: Neben einer besseren Kenntnis über die „Dinge“ im Museum ermöglicht Provenienzforschung außerdem bisher unhinterfragte Loyalitäten zu Vorgängern, welche entweder beteiligt waren am Raub von Kulturgut oder diesen im eigenen Haus ignorierten, zu brechen.

Anja Gubelmann: Schließlich ist Provenienzforschung kunsthistorische Grundlagenforschung, die bei der Erstellung von Werkverzeichnissen, Bestandskatalogen etc. unabdingbar ist.

Jan Fragel: Laien könnte sich ja auch die Frage stellen, dass Provenienzforschung bei teuren Gemälden vielleicht sinnvoll erscheint, aber was soll der Aufwand eigentlich bei Alltagsgegenständen wie Geschirr, Besteck, Schränken oder Bettwäsche? Ist das nicht übertrieben?



Silke Reuther: Das sehe ich anders. Unrecht lässt sich nicht am Marktwert eines Objektes bemessen. So kann ein einfacher Löffel genauso stellvertretend für einen Unrechtskontext stehen wie ein Gemälde von Kandinsky. Im Rahmen einer systematischen Bestandsprüfung wird jeder Gegenstand exemplarisch erforscht und damit Teil der Aufarbeitung der eigenen Geschichte.

Marcus Kenzler: Gerade kleine Objekte erlauben es, persönliche Schicksale nachzuvollziehen. Die öffentliche Wahrnehmung, dass etwa ein großes Rembrandt-Gemälde mehr Beachtung verdient, trifft ja nicht den Kern der Sache.

Angela Jannelli: Gerade der Umgang mit alltäglichen Gegenständen ermöglicht doch ein Training in Empathiefähigkeit im Umgang mit den Betroffenen. Bei den ungeheuren Eigentumsentziehungen und -verlusten in der Zeit des Nationalsozialismus können einfache Alltagsgegenstände das Einzige sein, was den Nachfahren als Erinnerung geblieben ist; damit kommt diesen „einfachen Dingen“ ein ungeheurer ideeller Wert zu. (Abb. 26)

Johannes Schwartz: Solche kleinen Objekte erhalten durch die Provenienzforschung eine ganz neue Bedeutungsebene und wir können dadurch auch weitaus mehr Geschichten erzählen und im Museum sichtbar machen. Im Museum August Kestner haben wir so dank der Provenienzforschung gänzlich neue Kontexte aufzeigen und Geschichten erzählen können, die in rund 130 Jahren Museumsgeschichte noch nie zuvor geschildert worden sind. Zum Beispiel haben wir kleine, antike Terrakotta-Statuetten und -Masken, Salbgefäße, Choenkannen, Gewichte und Münzen ausgestellt, um die Lebensgeschichte des jüdischen Kunsthändlers Dr. phil. Philipp Lederer aus Berlin zu erzählen, der vom NS-Staat ausgeraubt in die Schweiz vertrieben wurde.¹ (Abb. 27)

Abb. 26 | Ausstellung „Herkunft verpflichtet!“, 2017/18, Albarello, restituiert 2014 an die Erb*innen von Mozes Mogrobi. © Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Foto: Sven Adelaide

Abb. 27 | Sonderausstellung „Spuren der NS-Verfolgung“ im Museum August Kestner, 2019, Blick in Richtung Philipp-Lederer-Bereich © Museum August Kestner, Foto: Christian Rose



Abb. 28 | Silber aus jüdischem Besitz im Depot des MKG © MKG Hamburg,
Foto: Martin Luther, Dirk Fellenberg



Abb. 29 | Kidduschbecher aus der Sammlung Max Hahn, Silber vergoldet, Darstellung der Jakobsgeschichte (Traum, Himmelsleiter, Kampf mit dem Engel), 9,3 cm © MKG Hamburg, Foto: Joachim Hiltmann

Jan Fragel: Und welche Bedeutung haben kleine Gegenstände für die Familien, die im Laufe ihrer Geschichte beraubt oder enteignet worden sind?

Edward van Voolen: Eine sehr große. Für die Nachkommen der ursprünglichen rechtmäßigen Eigentümer ist es eine persönliche Genugtuung, denn sie haben oftmals endlose Schreiben und demütigende Verfahren hinter sich; auf diese Weise wird an die Geschichte ihrer Familie erinnert und so können auch sie schließlich ein Stück Gerechtigkeit erfahren. Das gilt sowohl für große Sammlungen oder berühmte Namen wie Jacques Goudstikker (bedeutende Museen in Maastricht, Amsterdam und Haarlem waren gezwungen sich von wichtigen Gemälden zu trennen), als auch für materiell weniger bedeutende Objekte. Dies kann ich sogar aus persönlicher Erfahrung bestätigen, denn wenn es sich um das einzige Objekt handelt, das nach all der Verfolgung, den Morden und der Entziehung von Vermögen von der eigenen Familie übriggeblieben ist, ist dieses Objekt emotional umso wichtiger.

Jan Fragel: Nun gibt es ja aber auch Kritik an der Provenienzforschung. Etwa, man müsse befürchten, dass die Museen bald leergeräumt sind. Oder auf der anderen Seite, dass Forschungsergebnisse sehr lange zurückgehalten werden, bzw. es sehr lange dauert, bis einzelne Fälle bearbeitet werden. Was entgegnen Sie da?



Abb. 30 | Marmorpaneel aus dem Palast von Mas'ud III. in Ghazni
© MKG Hamburg, Foto: Joachim Hiltmann

Silke Reuther: Weder drohen den Museen leere Depots, noch verlieren Museen ihr Gesicht. Provenienzforschung hat vor allem auch eine große emotionale Bedeutung. Am Museum für Kunst und Gewerbe freuen wir uns stets, wenn wir Objekte zurückgeben können. Zuletzt hatten wir da z.B. den prominenten Fall der Familie Hahn. Die 2018 erfolgte Restitution eines Kidduschbechers an diese Familie ist für mich ehrlich gesagt ein Höhepunkt meiner bisherigen Karriere gewesen. Noch 2014 haben wir ja im Museum für Kunst und Gewerbe eine Tagung zum Raubgutsilber veranstaltet und über den zukünftigen Umgang mit diesen keinem ehemaligen Eigentümer zuzuordnenden Silberobjekten diskutiert.² (Abb. 28) Und dann konnte dank eines historischen Fotos der Silberbecher der Familie Hahn in der Sammlung identifiziert und zurückgegeben werden. (Abb. 29) Das gleiche gilt für ein Marmorpaneel, das wir vor wenigen Wochen an Afghanistan zurückgeben konnten. (Abb. 30) Man möchte schließlich nichts in der Sammlung behalten, das unlauter erworben wurde. Und wenn die Rückgabe dann ebenfalls dokumentiert wird, ist das Objekt zwar nicht mehr im Museum, aber die Geschichte kann nach wie vor erzählt werden. Und Fälle wie diese rechtfertigen schließlich auch eine lange Bearbeitungsdauer.

Jan Fragel: Wie ist das mediale Echo auf eine Restitution?

Silke Reuther: Grundsätzlich positiv. Selbstverständlich stimmen wir den Rahmen einer Rückgabe mit den Erb*innen ab, von unserer Seite aus gern unter Hinzuziehung der Öffentlichkeit und der Medien. Im Fall der Restitution an die Familie Hahn war dies auch erwünscht und wurde z.B. von einer Pressekonferenz begleitet – so konnte die Genugtuung und die Freude über die Rückgabe auch geteilt werden. Und von daher haben dann auch die Medien positiv reagiert.

Marcus Kenzler: Hier hat in den letzten Jahren eine Verschiebung stattgefunden: Während sich in den 2000er Jahren noch viele Häuser Sorgen darüber machten, dass eine Aufarbeitung der eigenen Geschichte zu leeren Depots etc. führen könnte, ist es heute eher vorteilhaft, Provenienzforschung zu betreiben, gerade weil die mediale Aufmerksamkeit gegenwärtig so hoch ist. Man kann schon sagen, Provenienzforschung trifft im Moment den Zeitgeist. Aber auch die Besucher*innen stellen ja vermehrt Fragen nach den Erwerbkontexten der ausgestellten Werke, so dass auch Führungspersonal entsprechend geschult werden muss.



Abb. 31 | Sonderausstellung „Spuren der NS-Verfolgung“ im Museum August Kestner, 2019, Blick in den Klara-Berliner-Bereich © Museum August Kestner, Foto: Christian Rose

Angela Jannelli: Ich denke, dass wir es hier auch mit einem Paradigmenwechsel in Bezug auf die Tätigkeit von Kurator*innen zu tun haben. Es geht nicht mehr in erster Linie darum, „um jeden Preis“ die Sammlung zu erweitern oder zu komplettieren. Beim Sammeln sind heute ethische Fragen viel wichtiger geworden. Restititionen öffentlich zu machen, bringt nicht nur dem Museum mediale Öffentlichkeit: Für die Betroffenen bedeutet es einen Akt der Anerkennung des ihnen widerfahrenen Leids, was gerade in Bezug auf traumatische Erfahrungen wichtig sein kann. Das Museum kann damit Teil der Aufarbeitung sein und Erinnerungspolitik aktiv gestalten.

Johannes Schwartz: Auch heute sind tatsächlich noch vereinzelt „Verlustängste“ in Museen anzutreffen, doch Verheimlichungen kommen niemals gut in der Öffentlichkeit an. Stattdessen müssen alle Geschichten offengelegt und erzählt werden, wobei hier und insbesondere im Umgang mit den Opfern oder

deren Erb*innen Empathie entwickelt werden muss. Davon profitieren letztendlich alle, auch die Museen. Durch die Kommunikation mit den Opferfamilien werden schließlich oft weitere Forschungen angeregt. So hat zum Beispiel mein Kontakt mit einer Theresienstadt-Überlebenden erst dazu geführt, dass ich im Amtsgericht Hannover die zwei Testamente von Klara Berliner gefunden habe, der Nichte des Erfinders der Schaltplatte und des Grammophons, Emil Berliner und Tochter des Schaltplatten-Produzenten Joseph Berliner.³ Das Museum August Kestner besitzt von ihr einen wertvollen Roko-Schrank, der im Zuge ihrer antisemitischen Verfolgung im September 1941 von der Stadt Hannover beschlagnahmt wurde. (Abb. 31)

Jan Fragel: Ein weiterer oft genannter Kritikpunkt ist der späte Zeitpunkt, an dem Museen mit Provenienzforschung beginnen. Schließlich ist das Washingtoner Abkommen inzwischen über 20 Jahre alt. Ist das zu spät?

Anja Gubelmann: Es ist spät, das stimmt. Aber besser spät, als nie. Außerdem ist der erste Schritt in den meisten Häusern bereits getan. Jetzt geht es darum, über den zweiten oder nächsten Schritt zu sprechen.

Edward van Voolen: Tatsächlich hat die Provenienzforschung sehr spät eingesetzt und es gab sehr lange Vorbehalte bei den Museen. Aber die bisherigen Ergebnisse der Provenienzforschung, die Beispiele, die wir heute gesehen und gehört haben, sind doch sehr ermutigend.⁴

Jan Fragel: Wenn wir nun über die Vermittlung von Ergebnissen der Provenienzforschung in Ausstellungen reden – sollten da nicht Opfer und Erb*innen bei der Gestaltung miteingebunden werden? Wie kann das geschehen?

Edward van Voolen: Die Einbindung ist unbedingt wichtig und Teil einer Verarbeitung. Mir ist klar, dass es schwierig aber essentiell ist, Kontakt zu betroffenen Familien herzustellen. Wenn das nicht gelingt oder nicht mehr möglich ist, rate ich, sich an die jüdischen Gemeinden zu wenden. Dort gibt es manchmal Vermittler, die helfen können. Darüber hinaus dürfen wir nicht außer Acht lassen, dass wir es bei den Besucher*innen mit Vertreter*innen der 3. oder 4. Generation zu tun haben. Daher müssen entsprechende Vermittlungsformate entwickelt werden, die Empathie wecken und vermitteln, welche Nachwirkung die Katastrophe des Nationalsozialismus auch heute noch hat.

Angela Jannelli: Wir müssen bei diesem Thema aufpassen, dass Provenienzforschung nicht als „biodeutsches“ Problem dargestellt wird. Es muss uns doch ein Anliegen sein, die gegenwärtige diverse Gesellschaft im Blick zu behalten. Wie bleibt das Thema also anschlussfähig, wie ist es auf die heutige Gesellschaft übertragbar?

Edward van Voolen: Das sehe ich genauso. Wir haben es ja hier mit Unrechts-, Verfolgungs- und Fluchtkontexten zu tun. Es lassen sich also auch Bezüge zu Projekten mit Verfolgten und Flüchtlingen aus Afrika und dem Nahen Osten, aber auch aus der ehemaligen Sowjetunion oder DDR und damit zu aktuellen Geschichten und Erlebnissen herstellen.

Anja Gubelmann: Selbstverständlich können wir Zeitzeugen oder Betroffene direkt befragen, doch möchte ich für den Primat des Objektes plädieren: Das Objekt sollte immer im Fokus stehen.

Johannes Schwartz: Ich warne ein wenig davor, die Verbrechen in der Zeit des Nationalsozialismus vorschnell und unüberlegt mit aktuellen Verfolgungs- und Fluchtkontexten zu vergleichen. Dabei gerät meines Erachtens leider viel zu oft die jeweilige Besonderheit der Erfahrungsperspektiven aus dem Blick. Provenienzforscher*innen haben ihre Kernkompetenz in der Erforschung alltagsgeschichtlicher Dimensionen der Enteignungs-, Verfolgungs- und Vernichtungspraxis in der Zeit des Nationalsozialismus. In diesem Bereich sammeln sie stetig Forschungs- und Vermittlungskompetenz. Museumspädagogik, Gedenkstättenpädagogik und Geschichtsdidaktik haben ihrerseits vielfältige Vermittlungsformate im Vergleich von Unrechtskontexten mit Gegenwartsbezügen, insbesondere in der Menschenrechtserziehung, entwickelt und erprobt.⁵ In diesem Bereich überlasse ich persönlich sehr gerne den Expert*innen das Feld.

Angela Jannelli: Da bin ich anderer Meinung. Es geht hier um mehr als Vermittlung. Wir haben heute die Möglichkeit, den Begriff des Museums neu zu denken. Ein Museum kann z.B. weitaus mehr politische Bildung betreiben.

Marcus Kenzler: Richtig. Forschen und Vermitteln kann heutzutage nicht mehr voneinander getrennt werden.

Edward van Voolen: Ein Museum hat mit allem zu tun, Ausstellungen müssen die Besucher*innen mitdenken, insofern ist eine Kombination von Forschung und Vermittlung notwendig, hierfür muss man ein Gespür entwickeln.

Silke Reuther: Unser Projekt „Raubkunst?“ am Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe war ein reines Vermittlungsprojekt und hat es ermöglicht, ganz neue Objekte in den Fokus zu rücken und ganz neue Zielgruppen anzusprechen. Die bereits erwähnte Restitution des Mamorpaneels aus Afghanistan führte dazu, dass viele Menschen aus der afghanischstämmigen Community in Deutschland vorher – teilweise zum ersten Mal überhaupt – in das Museum gekommen sind, um die Tafel noch einmal vor der Rückgabe zu sehen. Das hat sie ermutigt, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen und Interesse am Museum geweckt.

Johannes Schwartz: Klar, man kann Forschung und Vermittlung nicht voneinander trennen. Für mich ist es jedoch wichtig, dass die Besonderheiten im Ablauf und in der Dimension des Holocaust in möglichst vielschichtigen Facetten herausgearbeitet und vermittelt wird. Ich halte es hingegen für problematisch, wenn diese Verfolgungsabläufe im Nationalsozialismus allzu leichtfertig mit denen anderer Epochen und Regionen gleichgesetzt werden.

Jan Fragel: Wir haben ja heute über die Ergebnisse des Erstchecks in Südniedersachsen gesprochen: Wie sollte man diese nachhaltig dokumentieren und vermitteln? Was sollten die Besucher*innen davon haben? Wie sollen die Forschungsergebnisse sichtbar gemacht werden, um Besucher*innen zu berühren und zu bewegen? Und was bringt letztlich eine Sonderausstellung, wenn sie wieder eingepackt wird? Wo bleibt da die Nachhaltigkeit?

Anja Gubelmann: Da gibt es inzwischen vielfältige Möglichkeiten. Grundsätzlich sollten Forschungsergebnisse immer sichtbar sein. Man kann dafür neben Sonderausstellungen z. B. die eigene Internetpräsenz nutzen, Interventionen in Dauerausstellungen integrieren oder Magazine in offene Schaudspots umwandeln. (Abb. 32 a/b) Bei all diesen Vorhaben ist es problematisch, dass Provenienzforschung vorwiegend punktuell betrieben wird, da die meisten Stellen nach wie vor befristet sind. Es ist für jedes Haus sehr nachteilig, wenn eine Stelle ausläuft, weil in diesem Fall das gesammelte Wissen verschwindet.



Dauerhaft betriebene und in der Museumsorganisation fest verankerte Provenienzforschung hat in mehrfacher Hinsicht einen Mehrwert. Das gesammelte Wissen kann in viele Projekte, die ja oftmals auch eine gewisse Vorlaufzeit beanspruchen, einfließen.

Marcus Kenzler: Die Vermittlung von Ergebnissen der Provenienzforschung ist insofern eine besondere Herausforderung, als diese spezielle Form der Forschung, aber auch die Kontexte, um die es geht, insgesamt sichtbar gemacht werden müssen.

Jan Fragel: Häufig sind es eben externe Provenienzforscher*innen, die an den Museen arbeiten. Als Außenstehende/r hat man sicherlich auch Probleme, sich in die Strukturen hineinzufinden?

Marcus Kenzler: Da gibt es durchaus unterschiedliche Erfahrungen. Ich würde aber immer dafür plädieren, dass immer auch Raum für hauseigene Provenienzforschung zur Verfügung gestellt wird.

Silke Reuther: Ich kann da erneut auf das Beispiel in meinem eigenen Haus verweisen. Unsere Ausstellung „Raubkunst?“ war eigentlich nur als Sonderausstellung gedacht – ein Resümee nach vier Jahren Forschung – und ist schließlich eine Dauerausstellung geworden, mit exemplarischen Fällen im Eingangsbereich und Hinweisen auf recherchierte Objekte überall in der Sammlung.⁶ (Abb. 33) Wir haben damit auch ein paar Trends gesetzt, etwa durch die Wahl der Farbe Orange als Hinweis auf Raubgut oder die durchgängige Verwendung von zumindest minimalen Provenienzangaben für jedes Objekt im Haus. Der Arbeitskreis für Provenienzforschung fordert dies seit Jahren und allmählich wird dies auch umgesetzt, auch durch eine neue Generation von Kurator*innen. Wenn Sie nach der Präsentation fragen, dann würde ich immer die Konzentration auf Fallbeispiele empfehlen, um exemplarische Fälle inklusive des genutzten Archiv- und Recherchematerials zu veranschaulichen – und zwar sowohl belastete als auch unbelastete Fälle. Es

Abb. 32 a/b | In der Dauerausstellung „100 x Frankfurt“ erzählen 100 Objekte exemplarisch Stadtgeschichte. Eine Vitrine mit Silberobjekten verweist auf die Beteiligung des Historischen Museums Frankfurt am „legalisierten Raub“ an der jüdischen Bevölkerung. © Historisches Museum Frankfurt, Foto: Horst Ziegenfusz



Abb. 33 | Eingang zur Ausstellung „Raubkunst?“ im MKG © MKG Hamburg,
Foto: Martin Luther, Dirk Fellenberg

ist nämlich ebenso wichtig zu vermitteln, dass es auch unbelastete Ankäufe der Museen während des Nationalsozialismus gegeben hat damit eine Sammlung nicht unter Generalverdacht gestellt wird. Außerdem gilt es dem latenten Vorwurf zu begegnen, warum diese Forschungen „so lange“ dauern.

An dieser Stelle wurde die Diskussion für das Publikum geöffnet.
Diskussionsthemen waren u.a.

- der grundsätzliche Erkenntnisgewinn, der mit Provenienzrecherchen einhergeht,
- die Notwendigkeit, neue Vermittlungskonzepte zu entwickeln und sich dabei mit anderen Institutionen und Personen aus der politischen Bildungsarbeit und Erinnerungskultur, vor allem Gedenkstätten oder entsprechenden Vereinen und Arbeitsgruppen, zu vernetzen,
- die jüngste Erweiterung der Provenienzforschung auf Kulturgutentziehungen zur Zeit der SBZ und DDR sowie auf Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten,

- die problematische Dokumentationslage nicht nur an Heimatmuseen, die Recherchen erschweren und die auf die generell mangelnde finanzielle und personelle Unterstützung für mittlere und kleine Stadt- und Regionalmuseen zurückzuführen sind – die wiederum dazu führen, dass eben diese Museen auf Projekte wie „Erstchecks“ angewiesen sind.

Statements

Abschließende Statements der Podiumsteilnehmer*innen zur Provenienzforschung und Vermittlung von deren Ergebnissen in Museen (nachträglich für diese Publikation ergänzt):

Silke Reuther:

Provenienzforschung ist die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und daher in jedem Fall ein Gewinn und bereichernd für jedes Museum. Die Recherchen und die Ergebnisse in Publikationen, aber auch gerade in den Sammlungen sichtbar zu machen, bedeutet eine aktive Beschäftigung mit der Vergangenheit und trägt einer historischen Verantwortung Rechnung. Eine solche Herangehensweise berührt keinesfalls nur die NS-Zeit oder etwaige Restitutionsforderungen. Wenn wir uns heute darüber Gedanken machen, wie Kulturgüter auf den Kunstmarkt gelangt sind, unter welchen Umständen sie nach Europa gekommen sind, wer sie wann gehandelt hat, verbirgt sich dahinter eine umfängliche Betrachtung dessen, was Museen einst waren, wie sie entstanden sind und wie wir heute darüber urteilen. Sammlungs- und Zugangsgeschichten zu erzählen, mögliche Unrechtskontexte auch zu benennen heißt reflektieren über Geschichte. Dann wird sie lebendig und ist auch vermittelbar. Gerade in Häusern für angewandte Kunst oder in Museen mit durchmischten Beständen sind die Geschichten oft dicht an den Menschen dran, die mit den Dingen lebten und darüber auch noch heute erfahrbar.

Marcus Kenzler:

Provenienzforschung ist eine gesamtgesellschaftliche Verpflichtung und damit ein Muss für jedes Museum. Zur Wahrnehmung der historischen Verantwortung gehört aber auch, dass wir unser Wissen über die systematische Beraubung der jüdischen Bevölkerung öffentlich machen, also über die Belange, Methoden, Ziele und Ergebnisse der Provenienzforschung informieren. Das gehört zu unseren Aufgaben und die Gesellschaft hat ein Recht darauf. Forschung und

Vermittlung müssen miteinander einhergehen und einen Gleichklang bilden. Wichtig dabei ist, so viele Zielgruppen wie möglich anzusprechen, was bedeutet, dass in vielen Fällen Schwellen deutlich gesenkt werden müssen. Provenienzforschung ist eine komplexe Disziplin, deren Vermittlung durchaus eine Herausforderung darstellt – das beginnt bereits beim Begriff „Provenienz“.

Johannes Schwartz:

Provenienzforschung ist für jedes Museum äußerst wichtig. Die Angst vor den Erb*innen von NS-Verfolgten kann ich in keiner Weise nachvollziehen, vielmehr zeigt doch die Praxis, dass ein breites Spektrum an „fairen und gerechten Lösungen“ möglich ist. Bei der Vermittlung würde ich mir wünschen, dass der NS-Verfolgungskontext der Enteignung von Kulturgütern in der Zeit des Nationalsozialismus in das Zentrum der Erzählung gerückt wird.

Angela Janelli:

Über Provenienzforschung erhält das Museum als Institution ein menschliches Gesicht.

Anja Gubelmann:

Provenienzforschung soll auch nach dem „Erstcheck“ weiter betrieben werden. Museen müssen die Verantwortung wahrnehmen, die der Besitz von Kulturgut mit sich bringt. Dazu gehört auch das Forschen zum Umgang damit, früher und heute. Und nicht zuletzt kommt die Provenienzforschung auch dem Objekt selbst zugute.

Edward van Voolen:

Provenienzforschung ist unabdingbar wichtig, sollte aber zu sichtbaren Ergebnissen führen. In vielen kleineren Museen geht es ja nicht um die hohe Kunst, sondern um alltägliche Gebrauchsgegenstände, die, wenn aus jüdischem Besitz und wenn keine Nachkommen auffindbar sind, in einen sorgfältig inszenierten musealen Kontext auf den ungeheuerlichen Umfang des Mordes und der Beraubung aller Juden, reich und arm, hinweisen können. Unabdingbar ist ebenfalls, Ergebnisse auf Museumswebsites zugänglich zu machen – auch wenn es um Work in Progress geht. Die Frage, wie Museen, groß und klein, mit ihrer Geschichte während des Nationalsozialismus umgehen, ist essentiell und sollte zu ihrer DNA gehören. Deutschland ist das Land der Täter, und hat seit vielen Jahrzehnten bewiesen, ausgezeichnet mit seiner Täterschaft umgehen zu können. Es sollte auch in diesem Bereich Vorreiter werden.

- 1 Vgl. dazu ausführlich: Schwartz, Johannes: „Scheinbare Sicherheit“. Geschäftsbeziehungen Philipp Lederers und seine NS-Verfolgungsgeschichte. In: Museum August Kestner, Johannes Schwartz und Simone Vogt (Hg.): Spuren der NS-Verfolgung. Provenienzforschung in den kulturhistorischen Sammlungen der Stadt Hannover. Köln 2019. S. 136–159.
- 2 Vgl. Sabine Schulze und Silke Reuther (Hg.): Tagungsband Raubkunst? Silber aus ehemals jüdischem Besitz – wie gehen Museen damit um? Symposium anlässlich der Ausstellung „Raubkunst? Provenienzforschung zu den Sammlungen des Museums für Kunst und Gewerbe Hamburg“, Hamburg 2016.
- 3 Vgl. dazu und zum Folgenden: Schwartz, Johannes: Die NS-Verfolgungsgeschichte der jüdischen Fabrikantentochter Klara Berliner aus Hannover und die Versuche der „Wiedergutmachung“. In: Hannoversche Geschichtsblätter Neue Folge, Bd. 72/2018. S. 261–286; Ders.: „Der Preis für den Schrank“ ist „sehr billig“ – Der NS-verfolgungsbedingte Entzug des Rokoko-Schranks und der Stramin-Platte der jüdischen Fabrikantentochter Klara Berliner. In: Museum August Kestner, Johannes Schwartz und Simone Vogt (Hg.): Spuren der NS-Verfolgung. Provenienzforschung in den kulturhistorischen Sammlungen der Stadt Hannover. Köln 2019. S. 94–119.
- 4 „Podiumsdiskussion Raubkunst“, Beitrag Edward van Voolen. In: Sabine Schulze und Silke Reuther (Hg.): Tagungsband Raubkunst? Silber aus ehemals jüdischem Besitz – wie gehen Museen damit um? Symposium anlässlich der Ausstellung „Raubkunst? Provenienzforschung zu den Sammlungen des Museums für Kunst und Gewerbe Hamburg“, Hamburg 2016. S. 56–62.
- 5 Vgl. z.B. Moujaned, René: Menschenrechtserziehung als Upgrade?: Fragen zum Lernpotential in KZ-Gedenkstätten. In: Wojciech Lenarczyk, Andreas Mix, Johannes Schwartz und Veronika Springmann (Hg.): KZ-Verbrechen. Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager und ihrer Erinnerung. Berlin 2007. S. 205–212 ().
- 6 Siehe die Beiträge in Sabine Schulze und Silke Reuther (Hg.): Raubkunst? Provenienzforschung zu den Sammlungen des Museums für Kunst und Gewerbe Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg 2014.



Referent*innen und Autor*innen

Claudia Andratschke

hat Kunstgeschichte, Geschichte und Rechtswissenschaften studiert und 2006 an der Universität Tübingen zu künstlerischen Selbstzeugnissen in den Niederlanden promoviert. Seit 2008 ist sie als Provenienzforscherin am Landesmuseum Hannover tätig, seit 2013 zuständig für alle Fachbereiche, seit 2018 Leiterin der Abteilung Sammlungen + Forschung. Der Fokus der Recherchen liegt auf NS-Raubgut und Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten. Seit 2015 koordiniert und leitet sie parallel dazu das vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur initiierte Netzwerk Provenienzforschung in Niedersachsen (www.provenienzforschung-niedersachsen.de). Im Rahmen der Netzwerkarbeit wurden zahlreiche Informations- und Weiterbildungsveranstaltungen durchgeführt und Projekte, darunter die Erstchecks in Südniedersachsen und Ostfriesland, initiiert.

Andrea Baresel-Brand

ist seit 2015 Leiterin des Fachbereichs Lost Art, Dokumentation am Deutschen Zentrum Kulturgutverluste und war von Juli 2014–2015 Wissenschaftliche Koordinatorin der Taskforce „Schwabinger Kunstfund“ sowie von 2016–2017 Leiterin des Projekts „Provenienzrecherche Gurlitt“. Sie war Mitglied der wissenschaftlichen Arbeitsgruppe zur Ausstellung „Bestandsaufnahme Gurlitt“ (Bundeskunsthalle Bonn/Kunstmuseum Bern 2017), des Advisory Committee zur Ausstellung „Fateful Choices Art from the Gurlitt Trove“ (The Israel Museum, Jerusalem 2019) und ist Mitglied des Advisory Council des Jewish Digital Cultural Recovery Project. 2003 wurde sie mit einer Dissertation zu den Grabdenkmälern nordeuropäischer Fürstenhäuser im Zeitalter der Renaissance 1550–1650 an der Universität Kiel promoviert. Ihre Vorträge, Lehraufträge und Publikationen befassen sich mit kunsthistorischen und zeithistorischen Themen, Provenienzforschung und Fragen der Dokumentation von Kulturgütern.

Jan Fragel

ist freier Journalist, Reporter, Redakteur und Moderator aus Göttingen (<https://jan-fragel.de/>).

Anja Gubelmann

ist seit 2019 Sammlungskuratorin einer privaten Kunstsammlung in St. Gallen, Schweiz. Sie inventarisiert und pflegt das Sammlungsgut, tätigt Neuankäufe und arbeitet die Sammlung wissenschaftlich auf. Mit ihrer Masterarbeit „Provenienzforschung ausgestellt“, 2019, durchleuchtete sie Provenienzforschungsausstellungen auf ihre erzählten Geschichten. Der Fokus ihres wissenschaftlichen Interesses liegt auf Archiven im zeitgenössischen Kunstschaffen und in der Museologie.

Maik Jachens

ist seit 2019 wissenschaftlicher Volontär in der Provenienzforschung am Landesmuseum Hannover, wo er sowohl zu NS-Raubgut als auch zu Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten recherchiert. Er arbeitete bereits als Student an der Arbeitsstelle Provenienzforschung der Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky Hamburg. Schwerpunkte seines Studiums der Geschichte und Politikwissenschaft waren zunächst die Geschichte des Nationalsozialismus, bevor eine Spezialisierung zur Geschichte Afrikas erfolgte.

Angela Jannelli

ist seit 2010 Kuratorin für partizipative Museumsarbeit am Historischen Museum Frankfurt. Zu ihren Aufgaben gehören das Stadtlabor sowie die Leitung des künstlerischen Erinnerungsprojekts „Die Bibliothek der Generationen“. 2012 wurde sie mit „Wilde Museen“, einer Forschungsarbeit über Amateur-museen, am Fachbereich Kulturanthropologie der Universität Hamburg promoviert. Ihre inhaltlichen Schwerpunkte liegen auf Partizipation und Erinnerung im Museum.

Marcus Kenzler

ist Kunsthistoriker und Kulturwissenschaftler. Er wurde mit einer Forschungsarbeit zur Kunst in der DDR promoviert und ist seit 2011 als Provenienzforscher am Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg tätig. Hier ist er für die Überprüfung sämtlicher Sammlungsbestände zuständig, darüber hinaus zählen die Themen „M-Aktion“, „Provenienzforschung an Alltagsobjekten“ und „Raubgut in Privatbesitz“ sowie die Vermittlung von Provenienzforschung zu seinen Arbeitsschwerpunkten. Seit 2014 hat er zudem einen Lehrauftrag für Provenienzforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg inne.

Gottfried Köbler

ist Gymnasiallehrer für Deutsch, Geschichte und Gemeinschaftskunde. Bis zur Pensionierung 2019 war er stellvertretender Direktor/Pädagogik des Fritz Bauer Instituts und Mitarbeiter des Pädagogischen Zentrums des Fritz Bauer Instituts und des Jüdischen Museums Frankfurt. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Gedenkstättenpädagogik, Museumspädagogik, Migrationspädagogik und Vermittlung der Geschichte des Holocausts.

Silke Reuther

ist seit 2010 für die Provenienzforschung am Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg zuständig. 2014 hat sie die Ausstellung „Raubkunst? Provenienzforschung zu den Sammlungen des MKG“ kuratiert und ist für die weiteren Interventionen innerhalb dieser Ausstellung zum Silber aus jüdischem Besitz, den Benin-Bronzen und dem Ghazni Paneel aus Afghanistan verantwortlich. Parallel zu Projekten und Veröffentlichungen zur Hamburgischen Kunst- und Kulturgeschichte, arbeitet sie seit 2002 in der Provenienzforschung. Reuther hat Provenienzen der Kunstsammlung Philipp F. Reemtsma und der Sammlung Rolf Horn recherchiert und dazu publiziert.

Christian Riemenschneider

studierte in Göttingen Ethnologie und forschte auf Bali zu den Wechselwirkungen von Religion und Identität. Nach einer zweijährigen Feldstudie zu den Xuetes („katholischen Juden“) auf Mallorca wurde er 2013 promoviert. Über die wissenschaftliche Bearbeitung der Judaica-Sammlung während eines Volontariats im Städtischen Museum Göttingen kam er zur Provenienzforschung. Seit 2016 untersucht er im Auftrag des Landschaftsverbands Südniedersachsen die Sammlungen von acht stadtgeschichtlichen Museen der Region.

Johannes Schwartz

ist seit 2016 Provenienzforscher in den Museen für Kulturgeschichte und im Stadtarchiv Hannover. Zusammen mit Simone Vogt kuratierte er die Sonderausstellung „Spuren der NS-Verfolgung“ im Museum August Kestner und gab den wissenschaftlichen Begleitband heraus. 2011 promovierte er an der Universität Erfurt. Seine Dissertation zu Handlungsräumen von KZ-Aufseherinnen erschien in der Hamburger Edition. Inhaltlich beschäftigt er sich schwerpunktmäßig mit der Verfolgungs-, Gewalt- und Alltagsgeschichte der NS-Zeit. Weitere Informationen unter: <https://www.clio-online.de/researcher/id/researcher-6862>.

Edward van Voolen

studierte Kunstgeschichte und Geschichte in Amsterdam und wurde außerdem als Rabbiner am Leo Baeck College in London ordiniert. Er war 35 Jahre als Kurator und Kustos am Joods Historisch Museum Amsterdam verbunden und amtiert seit 1978 als Rabbiner, zunächst in den Niederlanden, dann in Deutschland, momentan in Göttingen und Schleswig-Holstein. Er ist u.a. Mitglied des Beirats des Jüdischen Museums Wien. Van Voolen ist Verfasser zahlreicher Bücher und wissenschaftlichen Aufsätze über jüdische Religion, Kunst, Architektur und Geschichte – darunter „50 Jüdische Künstler, die man kennen sollte“ (Prestel, München, etc. 2011). Seit 2003 bildet er Rabbiner*innen am Abraham Geiger Kolleg an der Universität Potsdam aus, wo er u.a. Homiletik unterrichtet. Er ist zudem als freier Kurator tätig.



www.provenienzforschung-niedersachsen.de